



**Jubiläen 2009**  
Personen | Ereignisse

UNIVERSITÄT LEIPZIG

# Jubiläen 2009

Personen | Ereignisse



UNIVERSITÄT LEIPZIG

## **Impressum**

Herausgeber: Rektor der Universität Leipzig  
Redaktion: Tobias D. Höhn / Silvia Lauppe  
Satz: Randy Kühn  
Druck: Merkur Druck- & Kopierzentrum GmbH  
ISBN 978-3-941152-11-3  
Redaktionsschluss: 30. Juni 2009  
Preis: 3,00 €

## **Kontakt**

Universität Leipzig  
Pressestelle  
Ritterstraße 26, 04109 Leipzig  
Telefon 0341 97-35020  
E-Mail [presse@uni-leipzig.de](mailto:presse@uni-leipzig.de)  
[www.uni-leipzig.de/presse](http://www.uni-leipzig.de/presse)

# Inhalt

## Inhalt

<b>Geleitwort</b>	<b>7</b>
<b>Die experimentelle Psychologie in Leipzig</b>	<b>9</b>
Zum 130. Jahrestag der Gründung des Psychologischen Laboratoriums 1879 und zum 70. Todestag von Otto Klemm am 5. Januar 1939	
<b>Wolfgang Dürwald</b>	<b>17</b>
Zum 85. Geburtstag am 13. Januar 2009	
<b>Friedrich Stein</b>	<b>21</b>
Zum 150. Geburtstag am 27. Januar 2009	
<b>Felix Mendelssohn Bartholdy</b>	<b>27</b>
Zum 200. Geburtstag am 3. Februar 2009	
<b>Erich Kästner</b>	<b>33</b>
Zum 110. Geburtstag am 23. Februar 2009	
<b>Victor Ehrenberg</b>	<b>41</b>
Zum 80. Todestag am 9. März 2009	
<b>Ludwig Mitteis</b>	<b>46</b>
Zum 150. Geburtstag am 17. März 2009	

<b>Ernst Neef</b>	<b>53</b>
Zum 25. Todestag am 7. Juli 2009	
<b>Bernhard Kockel</b>	<b>59</b>
Zum 100. Geburtstag am 3. September 2009	
<b>Hermann Kolbe</b>	<b>65</b>
Zum 125. Todestag am 25. November 2009	
<b>Otto Hölder</b>	<b>71</b>
Zum 150. Geburtstag am 22. Dezember 2009	
<b>Die Männer der ersten Stunde</b>	<b>77</b>
Leipziger Magister und Studenten 1409	
<b>Kaspar Borner</b>	<b>87</b>
Zum 470. Jubiläum des Beginns der reformatorischen Universitätsreform	
<b>500 Jahre Universität Leipzig</b>	<b>93</b>
Die Feierlichkeiten zum Jubiläum vor 100 Jahren	
<b>Wilhelm Ostwald</b>	<b>99</b>
Zum 100-jährigen Jubiläum der Verleihung des Nobelpreises für Chemie	
<b>Autorenverzeichnis</b>	<b>104</b>
<b>Bildnachweise</b>	<b>106</b>

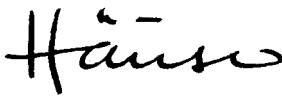




# Geleitwort

Im 600. Jahr der Gründung der Universität Leipzig ist der Fokus mehr denn je auf die Anfänge der Alma mater Lipsiensis und ihren Werdegang durch die Jahrhunderte mit wechselnden politischen Rahmenordnungen und wissenschaftlichen Meriten gerichtet. Doch dabei dürfen die „kleinen“ Jubiläen der Universitätsgeschichte nicht in Vergessenheit geraten. Mit vorliegendem Band soll an Persönlichkeiten, Einrichtungen und Ereignisse Deutschlands zweitältester Universität erinnert werden, die sich 2009 jähren.

Die Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe, denen an dieser Stelle für ihre Recherchen herzlichst gedankt sei, haben es geschafft, mit Kenntnisreichtum und Detailfülle einen facettenreichen Band des akademischen Lebens zu zeichnen und für eine interessierte Öffentlichkeit nachlesbar zu dokumentieren. Zusammen mit den Bänden der fünf Vorgängerjahre ein interessantes Nachschlagewerk von bleibendem Wert!

The image shows a handwritten signature in black ink. The name 'Häuser' is written in a cursive, flowing style. The 'H' is large and prominent, with a horizontal bar that extends to the right. The 'ä' is written with a small 'e' over it. The 'u' and 's' are connected, and the 'e' at the end is a simple, rounded stroke.

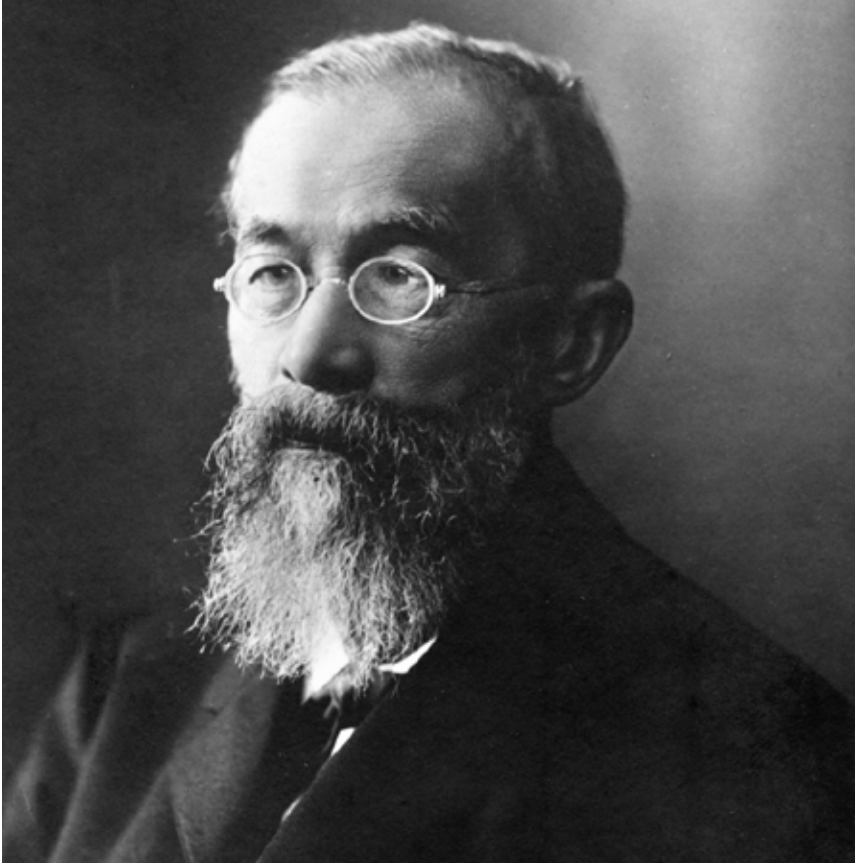
Prof. Dr. iur. Franz Häuser  
Rektor der Universität Leipzig





## **Die experimentelle Psychologie in Leipzig**

Zum 130. Jahrestag der Gründung des  
Psychologischen Laboratoriums 1879 und  
zum 70. Todestag von Otto Klemm am 5. Januar 1939



130 Jahre nach Gründung des Psychologischen Laboratoriums (1879)  
– 70 Jahre nach dem Tod von Otto Klemm (1939).

Während Wilhelm Wundt (1832-1920) bereits zu seinen Lebzeiten als prominente Persönlichkeit der Universität Leipzig und der Psychologie bekannt war, liegen die Verhältnisse bei Otto Klemm (1884-1939), einem der wohl fachtreuesten Schüler Wundts, etwas anders: Zunächst in Fachkreisen ähnlich hoch geschätzt wie Wundt, nahm die Wahrnehmung von Otto Klemm nach seinem Tode eine andere Wende, nicht zuletzt bedingt durch politische Positionierung im Nationalsozialismus (z. B. als NSDAP-Mitglied; vgl. Loosch, 2008, S. 53f.). Beide, Wundt und Klemm, weisen jedoch überraschende Parallelen in ihren Wirkungsthemen und sogar in der Aussicht auf einen Ruf an die Universität Gießen auf.

Wilhelm Wundt wurde anlässlich seines 70. Geburtstages „als Psycholog und als Philosoph“ geehrt und zu den „Zierden“ der Universität Leipzig gezählt (König, 1902, S. 37). Otto Klemm hingegen erreichte diese Würdigung nicht, wenngleich aus seinem Werk ein Ringen um die bei seinem Lehrer Wundt erlangten Grundlagen durchgängig – bis zum Tod – zu erkennen ist. Es verbindet beide Wissenschaftler nicht nur das Engagement für die experimentelle Psychologie, sondern auch jenes für ethisch-moralische Themen: Sowohl Wundt als auch Klemm setzten sich im Alter von Mitte fünfzig mit Ethik und Verantwortung in Bezug auf die Psychologie auseinander. So erschien 1886 in erster Auflage, 1892 in zweiter Auflage, Wundts „Ethik“. Klemm publizierte 1937 und 1939 zwei inhaltlich ähnliche Artikel über „Verantwortung“ (1937 In: *The American Journal of Psychology*, S. 157-165) und „Verantwortlichkeit“ (Klemm, 1939b). Beide Psychologen reflektierten in ihren Publikationen die zu Grunde gelegten Annahmen über den Menschen und ihre Bedeutung für die Psychologie bzw. psychologische Forschung.

Am 16. August 1832 geboren, richtete Wilhelm Wundt 47-jährig – kaum fünf Jahre nach seinem Ruf als ordentlicher Professor für Philosophie an die Universität Leipzig – in Leipzig einen Raum mit Apparaten für experimentelles Arbeiten ein, das bald so genannte „Psychologische Laboratorium“, das 1883 erstmals im Vorlesungsverzeichnis als „Institut für experimentelle Psychologie“ auftauchte. In den dazwischenliegenden Jahren profilierte es sich durch das Interesse und die Mitarbeit zahlreicher Studenten und Assistenten, wie es Wundt selbst anlässlich des 500-jährigen Universitätsjubiläums in der Festschrift würdigte.

Zuvor war das Institut auch anlässlich der Weltausstellung in Chicago in der Schrift „Die deutschen Universitäten“ vorgestellt worden (vgl. Wundt, 1909).

Wundt war Assistent bei Helmholtz im physiologischen Laboratorium und führte bereits 1861 vor der Naturforscherversammlung zu Speyer sein erstes Experiment durch (vgl. König, 1902, S. 29). Über eine Methode experimentellen Vorgehens in der Psychologie erläuterte Wundt in seinen „Beiträgen“, dass „die Seele als ein Naturphänomen und die Seelenlehre als eine Naturwissenschaft“ aufgefasst, auf sie „auch die experimentelle Methode (...) ihre volle Anwendung finden könne(n)“ (Wundt, zit. in König, 1902, S. 28). Die Institutionalisierung dieser Anwendung vollzog sich dann jedoch erst fast zwanzig Jahre später in Leipzig: Nach umfangreichen Auseinandersetzungen mit den Vertretern der abstrakten Erkenntnistheorie (vgl. Guski-Leinwand, 2007, S. 59-117) fand Wundts leitende Aussage in der Arbeit des Instituts (an dem auch Otto Klemm ab 1906 mitarbeitete) Bestätigung: „Principien der Erkenntnis“ (...) „nicht erfinden, sondern auffinden“ (Wundt, 1896, S. 317 zit. in Guski-Leinwand, 2007). So würdigte Helmholtz Wundt in einer Berufungsempfehlung für Gießen als „einen mit der Beobachtung wirklicher Verhältnisse vertrauter Mann“ (UB GI, HS 139/100-7).

Mit seiner leitenden Aussage über Erkenntnis auffindung bezog sich Wundt auch auf ethische Fragestellungen. Denn nicht die unbedenkliche Übertragung eigener Überlegungen durfte nach Wundt den Mittelpunkt ethischer Auseinandersetzung bilden, vielmehr sah er als „Vorhalle der Ethik“ die Völkerpsychologie an, welche die „Geschichte der Sitte und der sittlicher Vorstellungen unter psychologischen Gesichtspunkten zu behandeln“ (Wundt, 1892, S. III) habe. Nach dem Tode Wundts wurde die Völkerpsychologie zunehmend mit sogenannten eigenen Überlegungen anderer Autoren unterschiedlicher fachlicher Herkunft vermischt, und die Völkerpsychologie Wundts wurde zu Gunsten einer Ausgangsbasis für Rassismus und Totalitarismus verfälscht (Guski-Leinwand, 2009).

Auch das Werk Otto Klemms unterlag Einflüssen, welche die eigentliche Richtung des langjährig experimentellen Arbeitens Klemms verfälschten: Durch die Einführung (wenn nicht sogar das Diktat) des doppeldeutigen Begriffes „Ganzheit“, erscheinen Klemms Arbeiten zwischen 1933 und 1939 unter dem Druck dieser begrifflichen Prägung, ohne dass Klemm hiermit jedoch politische Codices transportieren wollte (vgl. Loosch, 2008, S. 100 ff.). Anders verhielt es sich bei Felix Krueger und anderen, die mit dem Begriff der Ganzheit eine völkische Position chiffrierten: Ganzheit war ein Code für das (nicht jüdische) deutsche Volk (vgl. Guski-Leinwand, 2009) und der politische Leitbegriff im Zusammenhang mit dem „Ganzheitsstaat“ des Nationalsozialismus (vgl. Guski-Leinwand, 2007, S. 135).

Inhalte seiner motorischen und experimentellen Arbeiten versah Klemm in der nationalsozialistischen Zeit mit Begriffen wie „Ganzheit“ und „Gestalt“, bezog diese jedoch auf physische bzw. physiologische Vorgänge. Zu Lebzeiten hatte Klemm auf eine Würdigung und Anerkennung seiner Arbeit – auch in Form einer ordentlichen Professur – gehofft. Diese wurde ihm kurz vor seinem Tod zwar dargebracht, Anerkennung erfuhr er besonders nach seinem Tod durch vielfältige Nachrufe und Würdigungen (vgl. Loosch, 2008, S. 63): Sein Ruf nach Gießen, der ihn rund 75 Jahre nach dem Berufungsverfahren Wilhelm Wundts an die dortige Universität erreichte, wurde von ihm offenbar an seinem Todestag, dem 5. Januar 1939, abgelehnt (UA GI PrA Phil 4 Otto Friedrich Bollnow, 11. Januar 1939). Vor dem Hintergrund der politischen Bündnisse anderer Fachkollegen und des letzten Gesprächs zwischen Klemm und Hans Volkelt (Kollege Klemms und NSDAP-Verbindungsmann) am Vorabend des Todes von Otto Klemm, (Loosch, 2008, S. 61ff.) wirft dieser Umstand Fragen auf, die auch mit der politischen Bedeutung der Nachfolge auf den Lehrstuhl Kruegers gedacht werden können. Denn die Publikationen Klemms unter den Titeln „Verantwortung“ und „Verantwortlichkeit“, die 1937 und 1939 veröffentlicht wurden, zeigen eine moralische und damit individualistische Position gegenüber der NS-Politik: „Verantwortlich aber ist der Mensch für sein Handeln.“ (Klemm, 1939b, S. 100) „Denn für seinen Typus ist der Mensch nicht verantwortlich, – wohl aber und mit der vollen Strenge der Unentrinnbarkeit gilt dies für jenen inneren Kern, der seinen Charakter ausmacht. (...) gerade nur innerhalb der Freiheit des Geschehens ist eine Beeinflussung möglich. Gäbe es keine Freiheit des Wollens, so gäbe es auch keine Charakterbildung. Aber das ist das Geheimnis: die freien Möglichkeiten des Tuns umzuformen in die Wahl der wertvollen – den der anständig handeln kann, zu einem zu machen, der anständig handeln muss, weil er es will.“ (Klemm, 1939b, S. 102f.). Klemm folgte mit dieser Position dem von völkischen und nationalsozialistischen Anhängern verachteten Individualismus, den auch Wundt seiner Ethik zu Grunde legte. Politisch und fachlich stand Klemm damit gegen das damalige Diktat in Deutschland, welches forderte, „einen Trennungsstrich zwischen der individualistischen und der völkischen Haltung des Menschen“ (Ach, S.98 in: Klemm, 1939a) zu ziehen. Die völkische Haltung zielte darauf, ein sogenanntes deutsches Volk als Ganzheit zu bilden – was nicht dazu zählte, hatte nach völkisch-biologischer Auffassung keinen Lebens-Wert und kein Lebens-Recht (vgl. Guski-Leinwand, 2009). Die sogenannte Typologie und Charakterologie in der Psychologie enthielten genetische Prämissen, ebenso wie die Lehre von der Struktur nach Felix Krueger, wonach der Mensch als ein jeweils gewisser Typus mit gewissem Charakter geboren worden sei, bezeichnet als ein „überdauernd zugrunde liegendes seelisches Sein“ (Klemm, 1939b, S. 98). Dies kann heute als eine Gleichschaltung der Seele gelesen werden.

Da vor allem die Aussage Klemms, dass niemand für seinen Typus verantwortlich sei, gegen die NS-Rassendoktrin und wissenschaftlich für den Individualismus sprach, kann Klemm hierdurch unter Druck geraten sein. Auch Wundts Schriften, dem Individualismus zugeneigt, wurden seit seinem Tod zunehmend abgewertet. In Klemms Artikel „Verantwortlichkeit“ klingt die Ehrfurcht durch, die Wundt bereits als Ehrfurchts- und Neigegefühle in seiner Ethik dargelegt hatte. Klemm schrieb „Alle Verantwortung ist Verantwortung vor einem überindividuellen Bereiche des Lebendigen und schließlich dessen, was über allem lebendigen thront.“ (Klemm, 1939b, S. 101). Wundt beschrieb im Zusammenhang die Ehrfurchts- und die Neigungsgefühle mit unterschiedlichem Objektbezug: „die Ehrfurchtsgefühle auf übermenschliche Wesen und Kräfte, die Neigungsgefühle auf die Mitmenschen. Auf den ersteren beruht zunächst das religiöse, auf den letzteren das sociale Leben des Menschen. (...) insbesondere erwächst jene erweiterte Humanität, welche die höchsten Blüten des gesellschaftlichen Lebens hervorbringt, ursprünglich auf religiösem Boden“ (Wundt, 1892, S. 264). Vor allem die von Wundt genannten Neigungsgefühle, heute Empathie genannt, hatten keinen Platz in einer völkischen Position, sie hätten diese sogar verhindert, weil sie den Verrat vom Mensch am Menschen, aber auch an der Wissenschaft, vermutlich weit weniger möglich gemacht hätten.

Wundt und Klemm verteidigten beide auf unterschiedliche Weise eine Humanität, die sich nicht zuletzt auch durch seriöse Forschung und Nachvollziehbarkeit in ihren Aussagen und wissenschaftlichen Arbeiten begründete. Die von Wundt entwickelte und mit der experimentellen Psychologie etablierte Wiederholbarkeit und Überprüfbarkeit von Ergebnissen sollte einer spekulativen und letztlich manipulativen Wirkung von Wissenschaft vorbeugen und auf Erkenntnis(auf)findung zielen: Über den Weg der Kenntnis von den Bedingungen menschlicher Wahrnehmung und ihrer Bewusstseinsorganisation – und damit nicht zuletzt auch als Wissen um die menschliche Handlungsfreiheit und ihre Beeinflussungsmöglichkeiten.

Susanne Guski-Leinwand

## **Literatur:**

Guski-Leinwand, S. (2007): Wissenschaftsforschung zur Genese der Psychologie in Deutschland vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis Mitte des 20. Jahrhunderts. Dissertation Universität Heidelberg. Online-Publikation: [www.ub.uni-heidelberg.de/archiv/7667](http://www.ub.uni-heidelberg.de/archiv/7667)

Guski-Leinwand, S. (2009): Becoming a Science – The Loss of the Scientific Approach of Völkerpsychologie. Sonderheft für das Journal of Psychology/ Zeitschrift für Psychologie, Hogrefe-Verlag, Göttingen.

Klemm, O. (1939a): Charakter und Erziehung. Bericht über den XVI. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Bayreuth 2.-4. Juli 1938. Leipzig, Johann Ambrosius Barth.

Klemm, O. (1939b): Verantwortlichkeit. In: Klemm, O. (1939a): Charakter und Erziehung. Bericht über den XVI. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Bayreuth 2.-4. Juli 1938. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. S. 98-103.

König, E. (1902): W. Wundt als Psycholog und als Philosoph. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff). Zweite durchgesehene Auflage.

Loosch, E. (2008): Otto Klemm (1884-1939) und das Psychologische Institut in Leipzig. Studien zur Geschichte des Sports. Band 4. LIT-Verlag Dr. W. Hopf, Berlin.

Wundt, W. (1892): Ethik. Eine Untersuchung der Thatsachen und Gesetze des sittlichen Lebens. Zweite umgearbeitete Auflage. Stuttgart, Verlag von Ferdinand Enke.

Wundt, W. (1909): Das Institut für Experimentelle Psychologie. In: Festschrift zur Feier des 500-jährigen Bestehens der Universität Leipzig. Herausgegeben von Rektor und Senat. 4. Band. 1. Teil. Die Institute und Seminare der philosophischen Fakultät an der Universität Leipzig. 1. Teil: Die Philologische und die Philosophisch-Historische Sektion. Leipzig. Verlag von S. Hirzel. (Exemplar vorhanden: Universität Leipzig Archiv).

## **Archivalien:**

Universitätsarchiv Gießen:

UA GI PrA Phil 4 Otto Friedrich Bollnow, Schreiben vom 11. Januar 1939,  
Reichsstatthalter

Universitätsbibliothek Gießen, Handschriften-Abteilung:

UB GI, HS 139/100-7; Schreiben Helmholtz vom Dezember 1879





# Wolfgang Dürwald

Zum 85. Geburtstag am 13. Januar 2009



Prof. Dr. med. Wolfgang Dürwald (\*1924), an der Universität Leipzig ehemaliger Lehrstuhlinhaber am Institut für gerichtliche Medizin und Kriminalistik (1961-1989), 1969-1972 Prorektor für Medizin und gleichzeitig Direktor des Bereiches Medizin.

Professor Dr. med. Wolfgang Dürwald, geboren in Hagen/Westfalen, studierte in den Jahren 1942 bis 1949 in Jena Medizin. Am dortigen Institut für Gerichtliche Medizin begann er 1954 seine Laufbahn als Gerichtsmediziner. Am Institut in Jena war er bis 1957 tätig. Nach einer Gastdozentur am Institut für Gerichtliche Medizin der Humboldt-Universität zu Berlin unter der Leitung von Professor Otto Prokop bis März 1958 wurde Professor Dürwald bereits vier Jahre nach Eintritt in das Fach am 1. Juli 1958 zum Direktor des neu gegründeten Institutes für Gerichtliche Medizin in Rostock ernannt. Kurze Zeit danach begann er mit Ernennung zum Ordinarius des Leipziger Institutes am 1. September 1961 seine Tätigkeit an der hiesigen Universität. Der Lehrstuhl war vor ihm mit Professor Otto Prokop kommissarisch besetzt gewesen, der das Ordinariat am Institut für Gerichtliche Medizin der Humboldt Universität inne hatte. In den Jahren nach Dürwalds Amtsantritt in Leipzig wurde das Institut in Rostock von Leipzig aus mit betreut. Das Leipziger Institut leitete er 28 Jahre lang bis zu seiner Emeritierung im Jahr 1989. In dieser Zeit des Ordinariats war er von 1966-1968 zunächst als Prodekan und von 1969-1972 als Dekan der Medizinischen Fakultät tätig. Nach Beendigung des Dekanats erfolgte die Ernennung zum Prorektor der Universität Leipzig. Seine langjährige Tätigkeit auf dem Gebiet der gerichtlichen Medizin ist auch durch weitere Übernahmen von Verpflichtungen in verschiedenen Gesellschaften gekennzeichnet. So war er Vorsitzender der Gesellschaft für Gerichtliche Medizin in den Jahren 1968-1971, 1975-1989 und in den Jahren 1976-1979 Vizepräsident der Internationalen Akademie für gerichtliche und soziale Medizin. Seit 1978 ist er ordentliches Mitglied der Sächsischen Akademie der Wissenschaften. Weiterhin war er Mitherausgeber der Zeitschrift „Kriminalistik und Forensische Wissenschaften“.

Dürwald widmete seine wissenschaftliche Tätigkeit den verschiedensten Themen der Gerichtsmedizin. So promovierte er 1949 zum Thema „Hitze- und Sonnenschäden beim Menschen“ an der Universität Jena. In seiner Habilitationsschrift widmete er sich der „Verteilung von Blutgruppen und Blutgruppenfaktoren in Thüringen und ihrer forensischen Bedeutung“ (1957). Insgesamt hat er bis zu seiner Emeritierung mehr als 250 Vorträge und Publikationen sowie mehrere Lehrbücher und Buchbeiträge zu unterschiedlichen Themenbereichen der gerichtlichen Medizin veröffentlicht. In der Zeit seines Direktorats konnten insgesamt acht Habilitationsarbeiten abgeschlossen werden.

In den Jahren nach 1961 war am Institut eine stetige Zunahme der Obduktionstätigkeit zu verzeichnen. Bis 1981 wurde neben dem damaligen Bezirk Leipzig auch der Bezirk Karl-Marx-Stadt betreut. Gegen Ende seines

Ordinariats ist mit jährlichen Obduktionszahlen von ca. 2.500 ein Höhepunkt erreicht worden. Dadurch war das Institut im Bereich der forensischen Pathologie führend und jeder Weiterbildungsassistent konnte sicher sein, dass er das gesamte Spektrum der Rechtsmedizin kennen lernen konnte. Viele Institute haben davon profitiert, da erfahrene Fachärzte aus dem Institut von Dürwald auch als Leiter von teilweise neu gegründenden Instituten eingesetzt werden konnten. So erfolgte zum Beispiel 1981 die Gründung des Bezirksinstitutes in Karl-Marx-Stadt zur Versorgung dieses Bezirkes. Die Leitung wurde an Dr. V. Hoffmann aus dem Leipziger Institut übertragen. Dieses Institut in Chemnitz ist nun wieder zum Leipziger Institut als Außenstelle zugehörig.

Besonders hervorzuheben ist Dürwalds Engagement als Direktor des Institutes bei der Bearbeitung verschiedenster Massenkatastrophen, bei denen er in führender Position die Untersuchungen geleitet hat – so zum Beispiel in Langenweddingen, Königswusterhausen, Schönefeld etc. Innerhalb der in der DDR existierenden Arbeitsgruppe für Identifizierung bei Massenkatastrophen war er als leitender Gerichtsmediziner tätig. Schon damals war es für Dürwald wichtig, die notwendigen Spezialisten für diese Tätigkeit am Institut zu haben. Fast ununterbrochen gab es dort einen dafür ausgebildeten Zahnarzt. Auch die nach 1980 eingeführte Weiterbildung zum Fachzahnarzt für gerichtliche Medizin ist darauf zurück zu führen. Des Weiteren gab es auch im Studium der Zahnmedizin einen Vorlesungsabschnitt für gerichtliche Medizin, welcher den angehenden Zahnärzten die spezielle Problematik und Aufgabenstellung der zahnärztlichen Identifizierung aber auch die Gerichtsmedizin näher brachte. Diese Arbeit trägt heute noch dazu bei, dass das Institut auf diesem Gebiet führend ist.

Resultierend aus dieser Tätigkeit ist hervorzuheben, dass es am Leipziger Institut für spezielle Aufgaben der Identifizierung im Katastrophenfall eine mobile Ausrüstung gab, welche im Einsatzfall die Möglichkeit bot, auch außerhalb von Instituten die Opfer zu untersuchen. Dies hatte sich bei den notwendig gewordenen Einsätzen gut bewährt. Innerhalb kurzer Zeit war ein Einsatz an jedem Ort möglich. Die forensische Zahnmedizin als wesentlicher Bestandteil der Identifizierungstätigkeit hat in den letzten Jahren auf diesem Gebiet wieder beweisen müssen, dass sie auch heute noch eine führende Identifizierungsmethode ist. So werden Dank der Weitsicht von Dürwald heute nationale und internationale Einsätze auf diesem Gebiet durch das Institut koordiniert.

Nach seiner Emeritierung 1989 blieb er dem Institut verbunden und widmete sich weiter dem Fach mit der Herausgabe von Büchern wie „Ermittler in Weiß“, „Tote unter Eid“ oder „Anatomie des Todes“.

Professor Dürwald gilt unter den Fachkollegen nach wie vor als ein herausragender Wissenschaftler und Lehrer der Rechtsmedizin. Viele der noch heute im Fach tätigen Kollegen haben bei ihm gelernt, promoviert und auch habilitiert wie die Facharztprüfung absolviert und haben führende Positionen inne.

Rüdiger Lessig

### **Literatur:**

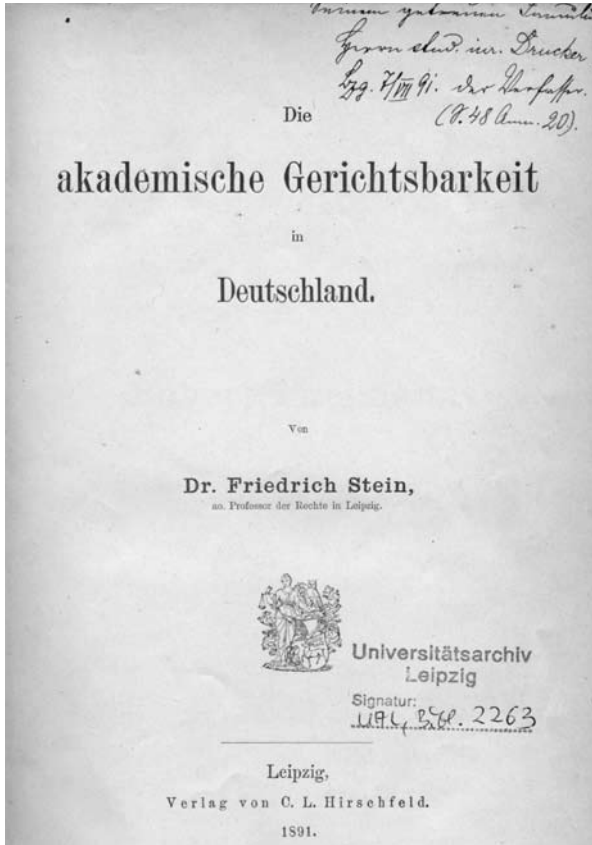
Dürwald, W.: Gerichtliche Medizin. Johann Ambrosius Barth, Leipzig 1981

Dürwald, W. und R. Klaus Müller: Beiträge zur Geschichte der Gerichtlichen Medizin. Gesellschaft für Gerichtliche Medizin der DDR, 1988

Kleemann, W. J.: Die gerichtliche Medizin an der medizinischen Fakultät vor der Gründung des Institutes. Aus: Graefe A, Müller RK, Kleemann WJ (Hrsg.) 100 Jahre Forensische Toxikologie im Institut für Rechtsmedizin in Leipzig. MOLINApres, Leipzig 2004. S. 6-23

# Friedrich Stein

Zum 150. Geburtstag am 27. Januar 2009



Friedrich Stein zählt zu den bedeutendsten Zivilprozessualisten des ausgehenden 19. und des 20. Jahrhunderts, auch wenn er zu Unrecht etwas im Schatten seiner Leipziger Kollegen Adolf Wach und Leo Rosenberg steht. Der von ihm maßgeblich geprägte Kommentar zur Zivilprozessordnung trägt bis heute seinen Namen. Noch größere Bedeutung kommt ihm für das Zwangsvollstreckungsrecht zu.

Friedrich Wilhelm Victor Albert Stein wurde am 27. Januar 1859 in Breslau geboren, wo sein Vater als Rechtsanwalt und Notar oder als Politiker und Schriftleiter einer liberalen Zeitung wirkte. Er stammte vermutlich aus einer jüdischen Familie mit Namen Goldstein, wurde aber evangelisch getauft. Nach dem Besuch des Gymnasiums in seiner Heimatstadt nahm er dort das Studium der Rechtswissenschaft auf. Das Studium setzte er in Tübingen, Berlin und Leipzig fort, wo er in den Bannkreis von Adolf Wach geriet. 1881 bestand Stein die Erste Juristische Staatsprüfung und arbeitete bis 1885 als preußischer Referendar, unterbrochen nur durch die Ableistung seines Militärdienstes. Bereits 1882 wurde er in Leipzig mit einer Arbeit „Zur Lehre vom forum contractus“ promoviert. Nach kurzer praktischer Tätigkeit habilitierte sich Stein 1887 gleichfalls an der Leipziger Juristenfakultät mit seinem Werk „Der Urkunden- und Wechselprozeß“, das auf dem Begriff des Wachschen Prozessrechtsverhältnisses (Rechtsschutzanspruchs) aufbaute. Seine *venia legendi* umfasste die Fächer Prozess- und Strafrecht, die er in den folgenden Jahren hier auch lehrte. Bürgerliches Recht hat Stein nie gelesen. Die heute ungewöhnliche Doppelung von Zivil- und Strafprozess entsprach den Gepflogenheiten der Zeit und findet sich etwa auch bei Adolf Wach. Weitere Vorlesungen hielt Stein über preußisches Privatrecht, Gerichtsverfassungsrecht, Konkursrecht sowie Presse- und Urheberrecht. Soweit er rechtshistorische Lehrveranstaltungen hielt, hatten sie Bezug auf seine geltendrechtlichen Fächer: Interpretationen der Peinlichen Gerichtsordnung (Carolina) und der Institutionen des Gaius, Buch IV (Civilprozeß). 1890 wurde Stein auf Antrag der Fakultät zum außerordentlichen Professor ernannt. Seine finanzielle Situation in diesen Jahren war zunächst ungesichert. Ab 1892 erhielt er dann aber Bezüge, die ihm eine Eheschließung erlaubten. Erst 1896 erhielt er einen Ruf an die Universität Halle, dem er folgte.

In Halle wurde Stein der Lehrstuhl für Zivil- und Strafprozessrecht übertragen. Seit 1897 übte er zudem das Amt eines Oberlandesgerichtsrats in Naumburg aus, um auch die praktische Seite seiner Wissenschaft kennenzulernen. Zu den schon in Leipzig gehaltenen Vorlesungen kamen noch Lehrveranstaltungen über das Zwangsvollstreckungsrecht und eine „Übersicht über die Rechtsentwicklungen Preußens“ hinzu. Aber auch „Besprechungen Juristischer Tagesfragen“ bot Stein an. Den Schwerpunkt seiner – schon bald durch häufige Erkrankungen unterbrochenen – Vorlesungstätigkeit bildete indessen zunehmend das Zivilprozessrecht. 1904 erwies sich seine Erkrankung als Typhus, sodass an Vorlesungen vorläufig gar nicht mehr zu denken war.

Da sich seine finanzielle Lage gründlich verbessert hatte – durch eine Erbschaft war er, wie es in der Personalakte heißt, ein „sehr vermögender Mann“ geworden – gab Stein im Oktober 1907 die Professur in Halle auf und übersiedelte als Privatdozent wieder nach Leipzig. Die Reichsgerichtsbibliothek bot optimale Voraussetzungen für die geplanten literarischen Arbeiten, zu denen er in Halle nicht ausreichend Muße gefunden hatte. Zu diesem ungewöhnlichen Schritt mag auch ein Gefühl von unzureichender Würdigung durch seinen Heimatstaat entscheidend mit beigetragen haben. „Keine preußische Hochschule hatte zu jener Zeit einen ihm ebenbürtigen Prozessrechtslehrer.“ (Jaeger) Dennoch wurde er nicht nach Berlin berufen. Auf Antrag des Dekans Binding wurde Stein am 31. Dezember 1907 zum Honorarprofessor in Leipzig ernannt. Diese Stellung behielt Stein bis an sein Lebensende bei, obwohl die Universität Frankfurt a. M. versuchte, ihn abzuwerben. Stein führte seine Vorlesungstätigkeit im Umfang der bereits zuvor angebotenen Fächer fort. Neu waren eine „Einleitung und Anleitung zum juristischen Studium“ und eine Vorlesung über den „Beweis im Zivil- und Strafprozesse“. Auch jetzt war seine Vorlesungstätigkeit aus gesundheitlichen Gründen häufig unterbrochen. In dieser Zeit übernahm er die Mitherausgeberschaft der „Leipziger Zeitschrift für deutsches Recht“. Seit dem Herbst 1920 war er zudem in drei Kommissionen tätig, die das Reichsjustizministerium für die Prozessrechtsreform gebildet hatte. Seine letzten Lebensjahre waren nicht nur durch seine Krankheit gezeichnet, sondern auch noch zusätzlich dadurch belastet, dass sein Vermögen im Kriege und in der Inflation nahezu wertlos geworden war.

Stein starb am 12. Juli 1923 in Halle, wohin er sich zur Behandlung begeben hatte. Die Trauerrede hielt sein Studienfreund Richard Schmidt. Prominente Kollegen veröffentlichten Nachrufe. So schrieb Ernst Jaeger von einer „unersetzlichen Einbuße“, die die Wissenschaft des deutschen Zivilprozessrechts durch Steins Tod erfahren habe.

Stein gehörte zu den angesehensten Zivilprozessualisten seiner Zeit. Sein Werk konzentrierte sich stark auf dieses Rechtsgebiet. Und wenn er einmal einen Ausflug in die Rechtsgeschichte unternahm, so galt sein Interesse der Prozessrechtsgeschichte. Seine Arbeit über „Die akademische Gerichtsbarkeit in Deutschland“ von 1891 hat bis heute nicht an Aktualität verloren. Als sein Hauptwerk ist aber zweifellos der Großkommentar zur Zivilprozessordnung (ZPO) anzusehen. An der Arbeit an diesem von Ludwig Gaupp begründeten Kommentar beteiligte sich Stein erstmals 1897 in der 3. Auflage. Von der 4. bis zur 11. Auflage (1913) führte er das Werk alleine fort, das durch seine Arbeit der führende wissenschaftliche Kommentar zur ZPO wurde, der selbst in Japan



in keiner Gerichtsbibliothek fehlte. Steins ZPO-Kommentar wurde von seinem Schüler, dem Berliner Oberregierungsrat Martin Jonas fortgesetzt. Als „Stein/Jonas“ bildet das Werk noch heute die Basis der Prozessrechtswissenschaft.

Als weitere Monographien sind zu nennen: Gemeinsam mit Richard Schmidt veröffentlichte Stein 1890 eine Sammlung von Aktenstücken zur Einführung in das Prozessrecht, die 1922 in 9. Auflage erscheinen konnten. In seiner Schrift über „Das private Wissen des Richters“ (1893) beschäftigte er sich mit den Grenzen der Verhandlungsmaxime im Zivilprozess. 1897 erschien „Die Kunst der Rechtsprechung“, 1903 „Über die Voraussetzungen des Rechtsschutzes“ und 1912 „Die Grenzen und Beziehungen zwischen Justiz und Verwaltung“. Den krönenden Abschluss bildeten – neben dem Großkommentar – die zwei Bände der „Zivilprozeßordnung für das Deutsche Reich (1896, 1898) und sein von einer „meisterhaften Stoffbeherrschung“ (Jaeger) zeugendes Lehrbuch „Grundriß des Zivilprozeßrechts und des Konkursrechts“ (1920/21). Nach Ansicht von Richard Schmidt (S. VIII) müssen Kommentar und Abhandlungen als eine Einheit aufgefasst werden. Die zahlreichen Aufsätze müssen hier ungenannt bleiben.

Nicht erst in der Kommissionsarbeit des Reichsjustizministeriums zeigte sich Steins Interesse an der Prozessrechtsreform. 1907 wandte er sich in seiner Schrift „Über die Justizreform“ gegen eine Anlehnung an die englische Gerichtsverfassung. In dem Verein „Recht und Wirtschaft“ gehörte er einem Reformkomitee an. Während des 1. Zivilprozesslehrtages 1921 in Leipzig sprach Stein über Ursachen und Gang der Reformbestrebungen und unterbreitete dazu seine eigenen Ideen und Gedanken, sein „prozeßpolitisches Testament“ (Petschek, S. XI).

Dem Zwangsvollstreckungsrecht gab er mit seinem als Festschrift für Wach gedachten Beitrag über die „Grundfragen der Zwangsvollstreckung“ von 1913 eine neue dogmatische Grundlegung. Noch bis heute heißt es polemisch, dass „das geltende Zwangsvollstreckungsrecht ... nicht aus dem Jahre 1877“, sondern von Friedrich Stein stamme (Becker-Eberhard, S. 123). Insoweit setzte er sich – gegen eine bloß privatrechtliche – für eine prozessuale, öffentlichrechtliche Sichtweise der Zwangsvollstreckung ein. Demzufolge handelt der Gerichtsvollzieher, wenn er hoheitliche Vollstreckungshandlungen vornimmt, nicht als Vertreter des Gläubigers, sondern als Staatsorgan. 1936 und 1938 schloss sich das Reichsgericht dieser Ansicht an, die seitdem bestimmend geblieben ist.

Stein gehörte in seinem Wirken der von Adolf Wach begründeten liberalen Prozessrechtsschule an. Das zeigt sich etwa in der Ablehnung des österreichischen Zivilprozesses, an dem ihn insbesondere der allzu straffe Amtsbetrieb störte. Das bedeutet aber nicht, dass er sich der seinerzeit modernen Freirechtsschule anschloss. Jegliches „Richterkönigtum“ lehnte er unter Hinweis auf die „Magna Charta“ des § 1 des Gerichtsverfassungsgesetzes ab: „Unter dem Gesetz stehend dem Gesetz zu dienen, als sein getreuer Hüter, – unfrei, wo das Gesetz bestimmten Befehl enthält, und da, wo es ihn missen läßt, wie ein verständiger Diener von den Interessen und Ideen des Gesetzes beherrscht.“

Bernd-Rüdiger Kern

### **Literatur:**

DBE, Bd. 9, 2001, S. 477.

Becker-Eberhard, Ekkehard: Friedrich Stein als Wegbereiter eines öffentlich-rechtlichen Verständnisses der Zwangsvollstreckung, in: Christoph Degenhart (Hrsg.), Festschrift der Juristenfakultät, 2009. S. 123-138.

Heymann, Ernst: Friedrich Stein, in: Deutsche Juristen-Zeitung, 1923. S. 482.

Jaeger, Ernst: Friedrich Stein, in: Leipziger Zeitschrift für Deutsches Recht, 1923. S. 418.

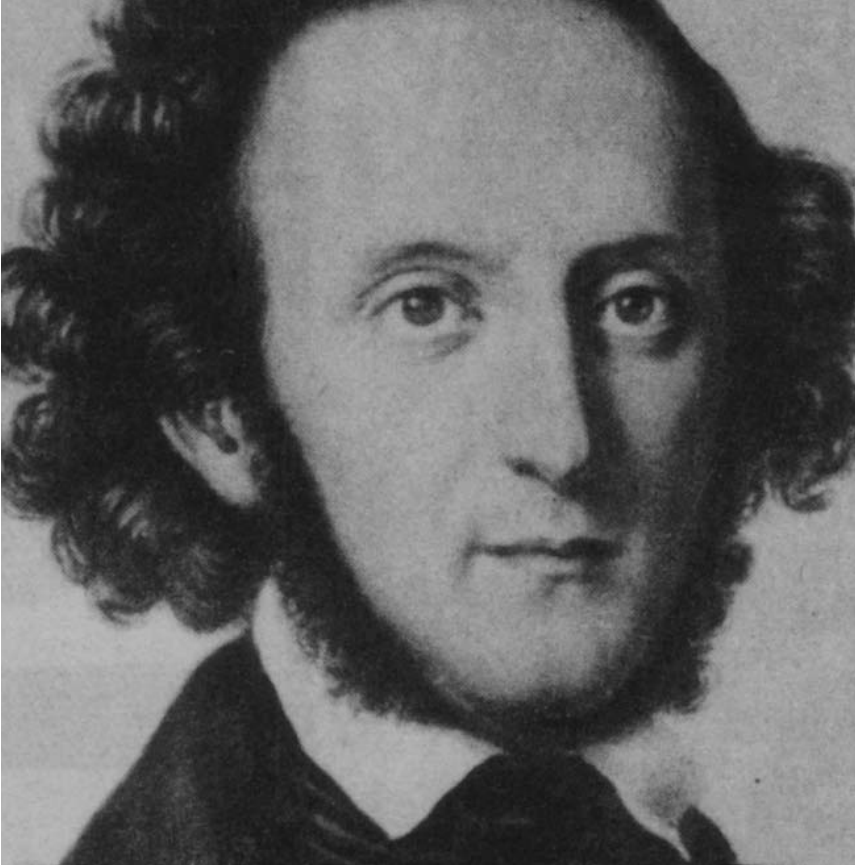
Petschek, Georg: Friedrich Stein, in: Zeitschrift für deutschen Zivilprozeß, Bd. 49/1925. S. III-XII.

Schmidt, Richard: Nachruf, in: Friedrich Stein, Grundriß des Zivilprozeßrechts und des Konkursrechts, 3. Aufl. 1928. S. III-XIII.



# Felix Mendelssohn Bartholdy

Zum 200. Geburtstag am 3. Februar 2009



Felix Mendelssohn Bartholdy (\* 3. Februar 1809 in Hamburg, † 4. November 1847 in Leipzig), Enkel des Philosophen Moses Mendelssohn, gehörte bereits zu Lebzeiten zu den berühmtesten Komponisten und Dirigenten Europas und war auch als Virtuose und Kulturmanager geachtet. Mit Unterbrechungen wirkte er zwischen 1835 und 1847 am Leipziger Gewandhaus; 1836 erhielt er die Ehrendoktorwürde der Universität Leipzig und 1843 wurde er Ehrenbürger dieser Stadt.

Jacob Ludwig Felix Mendelssohn Bartholdy, wie er sich nach seiner Taufe 1816 nannte, entstammte einer jüdischen Bankiersfamilie und wuchs in Berlin auf, wo er 1825 konfirmiert wurde. Schon im Grundschulalter zeigte sich nicht nur sein musikalisches, sondern auch sein zeichnerisches Talent, dem wir aus späteren Jahren zahlreiche Aquarelle und Zeichnungen verdanken. 1816 erhielt er ersten Musikunterricht bei der Mutter; später wurde er v.a. bei Ludwig Berger und Carl Friedrich Zelter, der ihn bei Goethe einführte, ausgebildet. Zelter war musikalischer Leiter der Berliner Singakademie und praktizierte dort eine rege Pflege Bachscher Musik. In diesem musikalischen Umfeld sozialisiert, dirigierte Mendelssohn am 11. März 1829 eine an den Bedürfnissen der Zeit orientierte Bearbeitung der *Matthäus-Passion*. Mit dem äußerst erfolgreichen und in die Musikgeschichte eingehenden Ereignis – es war die erste Aufführung des Werkes seit dem Tode Bachs – verabschiedete er sich aus Berlin und brach zu seiner ersten mehrmonatigen Bildungs- und Konzertreise nach England, Schottland und Wales auf, bei welcher er den Grundstein für seine späteren Erfolge in England legte.

Nach dem Tode Zelters 1832 bewarb sich Mendelssohn auf Wunsch der Eltern um dessen Nachfolge als Leiter der Singakademie in Berlin, wurde jedoch abgelehnt. Daraufhin nahm er 1833 zunächst das Angebot der musikalischen Leitung der Niederrheinischen Musikfeste und daran anschließend eine Stelle als Musikdirektor in Düsseldorf an, die er bis 1835 bekleidete. Diese war von Höhen und Tiefen geprägt, wie Mendelssohn dies zuvor nicht erlebt hatte; die Position des Theaterintendanten gab er vorzeitig auf, stattdessen widmete er sich verstärkt der (katholischen) Kirchenmusik und Konzerten des Städtischen Musikvereins sowie dem Komponieren. Weite Teile des 1836 in Düsseldorf im Rahmen des Niederrheinischen Musikfestes uraufgeführten Oratoriums *Paulus* entstanden in der Düsseldorfer Zeit. Als mehrfacher musikalischer Leiter der Niederrheinischen Musikfeste erlebte Mendelssohn große Triumphe. Er war es auch, der dort 1838 Bachs Musik einführte.

Durch den Verleger Friedrich Kistner, zugleich Mitglied des Gewandhaus-Direktoriums, erhielt Mendelssohn 1835 das Angebot, an der Universität Leipzig Vorlesungen zu halten; für ihn sollte eigens eine Professur eingerichtet werden. Dies lehnte er jedoch ab, weil er seinen beruflichen Schwerpunkt in der Musikpraxis und nicht in theoretischen Auseinandersetzungen mit Musik sah. Zudem fühlte er sich nicht in der Lage, „eine halbe Stunde lang ordentlich über Musik zu sprechen, geschweige denn ein ganzes Collegium hindurch [...]. Nicht einmal gut folgen habe ich einem Collegium über Musik können, und kam immer unmusikalischer heraus, als ich hineingegangen war [...]“. So argumentierte

er in seiner Absage an Kistner vom 3. Januar 1835. Nur drei Wochen später erreichte Mendelssohn das Angebot der Verleger Breitkopf & Härtel, Redakteur der Allgemeinen musikalischen Zeitung in Leipzig zu werden. Auch dieses lehnte er – mit ähnlichen Motiven wie zuvor – ab: Über Musik zu sprechen oder zu schreiben, erst recht, wenn dies an die Öffentlichkeit gelange, sei ihm nicht möglich. Sein öffentliches Auftreten wolle er auf die Musikpraxis beschränken, antwortete er am 6. Februar 1835. Mit dieser ästhetischen Position unterscheidet sich der Künstlertypus Mendelssohn grundsätzlich von dem einiger Zeitgenossen wie Schumann, Berlioz, Weber, E.T.A. Hoffmann oder Wagner, die alle sowohl Komponisten als auch Musikschriftsteller waren.

Das dritte Anerbieten, nach Leipzig zu kommen, schlug Mendelssohn folgerichtig nicht aus: Ab Herbst 1835 übernahm er – mit Unterbrechungen zwischen 1841 und 1844 – bis Frühjahr 1847 die Leitung der Gewandhauskonzerte und blieb auch während seiner Zeit als Kgl. Kapellmeister (1841-42) und Kgl. Preuß. Generalmusikdirektor in Berlin (1842-44) mit gelegentlichen Auftritten als Musiker in Leipzig präsent. Hier wurde er als Mensch und Künstler in höchsten Maßen verehrt. Bereits im Februar 1836 stellte der Rektor der Universität Leipzig, Carl Friedrich Günther, beim Dekan der Philosophischen Fakultät, Christian August Heinrich Clodius, den Antrag auf Verleihung der Ehrendoktorwürde. Mit dem Datum vom 20. März 1836 erhielt Mendelssohn die Promotionsurkunde: „Vir clarissimus Felix Mendelssohn-Bartholdy ob insigniam in artem musicam merita honoris causa philosophiae doctor et bonarum artium magister“. Sein Dankeschreiben an den Rektor zeugt von tiefer Rührung und größter Bescheidenheit; die Ehrung fasst er weniger als Belohnung, vielmehr als Vertrauensbeweis und Motivation für sein weiteres künstlerisches Streben auf, mit dem er der Kunst dienen möchte. Als Gewandhauskapellmeister hatte Mendelssohn von Beginn an auf erweiterte Kapellmeisterkompetenzen bestanden mit dem Ziel, das musikalische Niveau zu heben, und zudem mit der Einführung von Historischen Konzerten für die Wiederbelebung der Musik alter Meister, wie zum Beispiel Palestrina, gesorgt; gleichzeitig führte er aber auch die zeitgenössische Musik eines Schubert, Schumann, Berlioz oder Wagner auf.

Zu seinen Aufgaben als Gewandhauskapellmeister gehörten jedoch nicht nur Konzerte im Gewandhaus oder die sozialen Belange seiner Musiker, für die er sich vehement einsetzte, sondern auch zahlreiche Sonderkonzerte, von denen viele in der Universitätskirche stattfanden. Am 16. März 1837, wenige Tage vor seiner Hochzeit mit der Frankfurterin Cécile Jeanrenaud, veranstaltete Mendelssohn in der Paulinerkirche eine Aufführung des *Paulus*. Damit gehörte Leipzig zu den ersten Städten Deutschlands, die dieses für das 19. Jahrhundert

wirkungsmächtige Oratorium aufführten, mit dem der 27-jährige Komponist seine internationale Reputation endgültig festigte. Dem Werk, dessen Leipziger Aufführung neben der gründlichen Probenarbeit des Komponisten durch intensive Pressearbeit vorbereitet wurde, eilte seit der Düsseldorfer Premiere ein hervorragender Ruf voraus, der durch Aufführungen in England unter Mendelssohns Leitung noch gefestigt worden war. Man rechnete in Leipzig mit einem solchen Besucherandrang, dass sich das Gewandhausdirektorium die Erlaubnis erwarb, die Inhaber der Kirchenkapellen um deren Freigabe bitten zu dürfen, sollten sie nicht an der Aufführung teilhaben wollen. Die Aufführung war von größtem Erfolg gekrönt. Eine Wiederholung fand allerdings – nicht zuletzt wegen der mehrmonatigen Hochzeitsreise des Komponisten – erst am 15. September 1838 in derselben Kirche statt. Beide Aufführungen fanden in der musikalischen Fachpresse Resonanz, besonders bedeutsam hierbei eine Rezension Schumanns aus dem Jahre 1837, die in verschiedener Hinsicht prägend für die weitere Beurteilung des Komponisten wie auch seines Oratoriums war. Mit der Karfreitagsaufführung des *Paulus* in der restlos gefüllten Universitätskirche 1847 verabschiedete sich Mendelssohn aus dem Leipziger Konzertleben, bevor er noch ein letztes Mal nach England aufbrach. Sein zweites Oratorium *Elias* erklang in der Paulinerkirche ein Jahr später, posthum. Auch die Trauerfeierlichkeiten fanden am 7. November 1847 in dieser Kirche statt, bevor der Leichnam nach Berlin überführt und in der Familiengrabstätte beigesetzt wurde.

Um das Leipziger Kulturleben hatte sich Mendelssohn nicht nur als Gewandhauskapellmeister verdient gemacht: 1840 beteiligte er sich an der Gestaltung der Jubiläumsfeierlichkeiten zum Gutenberg-Fest mit den Uraufführungen des *Festgesang* für Männerchor und zwei Blasorchester sowie der Symphonie-Kantate Lobgesang, die er dem sächsischen König Friedrich August II. widmete. Das ihm 1842 in der Nachfolge Weinligs angebotene Thomaskantorat lehnte Mendelssohn trotz seiner ihn nicht befriedigenden Stellung in Berlin ab und vermied damit eine erneute Konkurrenz zu seinem Vorgänger am Gewandhaus Pohlentz, der sich um diese Stelle beworben hatte. Er blieb weiterhin Kgl. sächsischer Kapellmeister ehrenhalber (und war damit nicht an eine ständige Präsenz in Dresden gebunden) und wurde zudem von Friedrich Wilhelm IV. zum Kgl. Preuß. Generalmusikdirektor ernannt. Bestrebungen, das musikalische Niveau durch Einrichtung eines Konservatoriums in Berlin zu heben, scheiterten an der Bürokratie. In Leipzig hingegen konnte am 3. April 1843 das von Mendelssohn gegründete Konservatorium eröffnet werden, das erste seiner Art. Es stand hinsichtlich der Ausbildungsziele und der Lehrenden in engster Kooperation mit dem Gewandhaus und hatte Vorbildfunktion für weitere Einrichtungen. Am 13. April erhielt Mendelssohn die Ehrenbürgerrechte

der Stadt Leipzig in Anerkennung seiner großen Verdienste um die musikalische Bildung. Zehn Tage später fand die feierliche Enthüllung des Bach-Denkmals an der Thomaskirche statt, für welches sich Mendelssohn mehrere Jahre engagiert und u.a. Benefizkonzerte veranstaltet hatte, von denen das außergewöhnlichste sein Orgelkonzert vom 6. August 1840 war.

Für sein Wirken ist Mendelssohn national wie international vielfach geehrt worden, stellvertretend seien hier nur die Ehrenmitgliedschaft in der Berliner Singakademie und die Verleihung des Ordens Pour le mérite durch König Friedrich Wilhelm IV. genannt (beides 1842). Mendelssohns Bedeutung liegt nicht in einer einzelnen, sondern in der Summe seiner Tätigkeiten neben der des Komponisten: sein Verständnis der Aufgabe als Dirigent, seine kulturpolitischen und organisatorischen Tätigkeiten (auch außerhalb Leipzigs), die große Mengen an Zuhörern in die Konzerte strömen ließ und Massen von Laien bei Oratorienaufführungen zum Mitmachen bewegte; viele seiner Kompositionen wurden für Dilettanten bearbeitet und erfreuten sich bei ihnen bis zum Ende des 19. Jahrhunderts großer Beliebtheit – ebenso wie seine Briefe, von denen viele in diversen Einzelausgaben und in Zeitungen erschienen. Er erweiterte musikalische Gattungen oder ihr Formverständnis und fand neue Wege im Umgang mit bestehenden. Sein internationaler Ruhm als Komponist geistlicher Musik steht in engem Zusammenhang mit den beiden Oratorien *Paulus* und *Elias*, die als Vorbilder für weitere Werke dieser Gattung galten, aber auch mit einigen seiner zahlreichen Psalmvertonungen. Im Bereich des weltlichen Schaffens bestimmen bis heute die Sommernachtstraum-Musik und das Oktett sowie die Hebridenouvertüre, Schottische und Italienische Sinfonie oder das Violinkonzert e-Moll weitgehend das öffentliche Mendelssohn-Bild. Mendelssohn hinterließ jedoch Werke und Fragmente in nahezu allen musikalischen Gattungen.

Michaela G. Grochulski



## **Literatur:**

Todd, R. Larry: Mendelssohn. A life in music. Oxford 2003. Dt. u. d. T.: Felix Mendelssohn Bartholdy. Sein Leben. Seine Musik. Stuttgart 2008.

Mendelssohn-Studien. Hrsg. für die Mendelssohn-Gesellschaft v. Cécile Lowenthal-Hensel, Rudolf Elvers, Hans-Günter Klein und Christoph Schulte. Berlin (seit 2007 Hannover) 1972ff.

Felix Mendelssohn Bartholdy – Sämtliche Briefe. Hrsg. v. Helmut Loos und Wilhelm Seidel. Kassel 2008ff.

Leipziger Ausgabe der Werke Felix Mendelssohn Bartholdys. Leipzig 1960-89/90; weitergeführt als Leipziger Ausgabe der Werke von Felix Mendelssohn Bartholdy. Hrsg. v. der Sächs. Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Leipzig/Wiesbaden 1992ff.

## **Erich Kästner: Lyrik und Leipzig**

Zum 110. Geburtstag am 23. Februar 2009



2009 ist ein Erich Kästner Jahr: 110. Geburtstag, 35. Todestag, 60 Jahre der von Jella Lepman und ihm gegründeten Internationalen Jugendbibliothek in München, und 80-jähriges Jubiläum seines Bestsellers: „Emil und die Detektive“. Eine Übersicht zu Kästners Leipziger Zeit und Werken.

Erich Kästner, am 23. Februar 1899 in Dresden geboren, Ausbildung zum Volksschullehrer am Fletcherschen Lehrerseminar Dresden, studiert 1919 bis 1925 in Leipzig Germanistik, Geschichte, Theater- und Zeitungswissenschaften. Das Studium schließt er 1925 mit der Promotion zum Dr. phil. mit seiner Abhandlung über „Die Erwiderungen auf Friedrichs des Großen Schrift ‚De la Littérature Allemande‘“ ab. Als Werkstudent arbeitet er bei der „Neuen Leipziger Zeitung“. In Leipzig beginnen die Freundschaften mit Erich Ohser (e.o. plauen) und dem Chemnitzer Autor Erich Knauf.

Die Leipziger Zeit wird gern als „Lehrzeit“ Kästners umschrieben. Neben seinen Texten als Journalist entstehen hier vor allem seine ersten wichtigen lyrischen Gebilde. Die Broschüre „Dichtungen Leipziger Studenten“ von 1920 gibt hiervon beredt Zeugnis:

### **Dämmerung**

*Nun verwirrt sich das Gelände;  
alle Farben schlafen ein;  
Bäume reichen sich die Hände;  
Felder scheinen reif zu sein.*

*Langsam bröckeln die Minuten  
Von dem morschen Stein der Stunden. –  
Kanten wissen sich zur runden;  
Ferne läßt sich nur vermuten.*

*Flüsse wollen nicht mehr fließen;  
Selbst der Wind erstarrt im Traum.  
Ruhe geht mit ernsten Füßen  
durch den leer gewordenen Raum. –*

### **Heimkehr**

*Ich habe im Abend der Städte gestanden  
Wie einer, der seine Mutter sucht.  
An kahlen Tischen, bleich übertucht,  
saß ich mit Menschen, die mich nicht kannten.*

*Ich bin durch unendliche Straßen gegangen  
Und habe den Kindern zugenickt.  
Fröstelnde Bäume standen gebückt.  
Fenster waren geizig verhangen.*

*Jetzt aber lieg ich im Lied deiner Hände,  
aus tausend stummen Stunden erlöst. –  
Und wenn es mich wieder ins Dunkel stößt:  
Ich weiß ja, daß ich dich wartend fände!*

In ihrer Biografie, rechtzeitig zum Kästner Jubiläum 1999 vorgelegt, führen Görtz/Sarkowicz (1998, S. 45) aus: „Der satirische Kästner-Ton war das noch nicht [...] vom schülerhaft mißverstandenen Expressionismus keine Spur mehr, dafür aber gefühlvolle Schwermut der Jahrhundertwende aus dem Lyrikbaukasten.“

Dass Erich Kästner – erstmals abwesend vom heimischen Dresden – in seiner Leipziger Studienzeit hier die Mutter verewigt, kommt nicht von ungefähr. Täglich, ja täglich, schreiben sie sich Karten und Briefe, veröffentlicht in den berühmten „Muttchenbriefen“ (Enderle 1981). Die Mutter war im Studentenleben praktisch immer dabei: Liebschaften, Sorgen, Studium. Und nur sie durfte seine Wäsche waschen, auch später noch, in der Berliner Zeit. Da wurden am Bahnhof Friedrichstraße die Kartons ausgetauscht – alt gegen neu. Kästner schreibt schon als Student vor allem in der „Neuen Leipziger Zeitung“ und in der Zeitschrift „Der Drache“ (besorgt von dem Leipziger Schriftsteller Hans Reimann, der auch das Kabarett die „Retorte“ gründete). Im „Drachen“ veröffentlichen so angesehene Autoren wie Joseph Roth, Joachim Ringelnatz, Max Herrmann-Neiße. Noch in der Leipziger Zeit kommen dann die „Weltbühne“ und das „Tage-Buch“ (beide Berlin) hinzu, in denen Kästners ironisch-sarkastische Texte für Erwachsene zu lesen sind.

Auch Kinder waren in dieser Zeit schon seine Zielgruppe. So erscheint in Leipzig „Beyers für alle“, eine Illustrierte mit Kinderbeilage, verlegt im Schnittmusterverlag Otto Beyer. Vor allem zu den Zeichnungen von Erich Ohser aus Plauen (wer kam in seiner Schulzeit nicht in Kontakt mit dessen lustigen „Vater und Sohn“-Geschichten?) schreibt Kästner in diesem Blatt amüsante Verse für die jungen Leser, zum Beispiel (vgl. Bemann 1998, S. 55):

*Paul und Franz, die kleinen Lumpe,  
finden eine Fahrradpumpe.*

*Und schon beißt ein großer Hund  
voller Wut in ihren Fund.*

*Franz will fort, hingegen Paul  
pumpt dem Tierchen Luft ins Maul.*

Kästner legt hier etwas zugrunde, was 60 Jahre später in der Literaturdidaktik unter handlungs- und produktionsorientiertem Literaturunterricht firmieren wird: „Als Briefkastenonkel unter dem Namen ‚Klaus und Kläre‘ fordert er die Kinder zur Mitarbeit auf. Sie sollen sagen, was sie auf ihrer Seite gern lesen würden. Oder sie sollen aufschreiben, wenn sie etwas sehr Drolliges erlebt haben, ein richtiges Abenteuer oder etwas recht Schönes, und es an die ‚Kinderzeitung‘ schicken.“ (Bemmann 1998, S. 55)

Die Leipziger Zeit – hier wird vor allem Kästners lyrisches Schaffen in voller Breite grundgelegt. So manches dieser Gebilde des Expressionismus ist Kästner zu schwulstig, zu überladen. Ihm geht es um Gedichte, mit denen auch die einfachen Leute etwas anfangen können: Gedichte zum „In-Gebrauch-Nehmen“, Gedichte „chemisch gereinigt“, Gedichte „seelisch verwendbar“: Gebrauchslyrik. Epigramme. Kurze Gedichte. Prägnant. Kästner schaut genau hin, ist spöttisch, ironisch, ohne Gnade, voller Ironie und Sarkasmus.

Später – und nicht wenig basiert auf den Leipziger „Lehrjahren“ – werden vier wichtige Gedichtbände erscheinen: „Herz auf Taille“ (1928), „Lärm im Spiegel“ (1929), „Ein Mann gibt Auskunft“ (1930), „Gesang zwischen den Stühlen“ (1932). Großer Erfolg ist Kästners Lyrik beschieden. In Anlehnung an ein Wort Falladas wirbt der Verlag (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart): „Seit Kästner liest man wieder Gedichte!“

Vor allem in kurzen Gedichten und Epigrammen wird Kästner später zur Hochform auflaufen:

### **Moral**

*Es gibt nichts Gutes*

*Außer: Man tut es!*

### **Die unzufriedene Straßenbahn**

*Sie haßte die gewohnte Strecke,  
sprang aus dem Schienenstrang heraus  
und wollte endlich einmal gradeaus,  
statt um die Ecke.*

*Ein Unglück gab's. Und keine Reise.  
Erinnert euch, bis ihr es wißt:  
Wenn man als Straßenbahn geboren ist,  
dann braucht man Gleise.*

### **Die junge Dame vorm Sarggeschäft**

*Täglich seh ich sie dort stehenbleiben  
und gebannt in jene Scheiben starren,  
hinter denen, unser Tun und Treiben  
nicht beachtend, Särge auf uns harren.*

*Täglich seh ich, wie ihr Auge blitzt,  
wenn sie in das Fenster blickt.  
Was stimmt sie heiter?  
Ach, sie prüft nur, ob ihr Hütchen sitzt.  
Nichts weiter.*

### **Die Grenzen der Aufklärung**

*Ob Sonnenschein, ob Sterngefunkel:  
Im Tunnel  
bleibt es immer  
dunkel.*

### **Für Stammbuch und Stammtisch**

*Freunde nur Mut!  
Lächelt und spricht:  
„Die Menschen sind gut,  
bloß die Leute sind schlecht.“*

### **Der Sanftmütige**

*Ich mag nicht länger drüber schweigen  
weil ihr es immer noch nicht wißt:  
Es hat keinen Sinn mir die Zähne zu zeigen.  
Ich bin gar kein Dentist.*

### **Das Verhängnis**

*Das ist das Verhängnis:  
Zwischen Empfängnis  
und Leichenbegängnis  
nichts als Bedrängnis.*

### **Der schöpferische Irrtum**

*Irrtümer haben ihren Wert;  
Jedoch nur hie und da.  
Nicht jeder, der nach Indien fährt,  
entdeckt Amerika.*

### **Reden ist Silber**

*Lernen, daß man still sein soll,  
wenn man im Herzen Groll hat.  
Man nimmt den Mund nicht voll,  
wenn man die Schnauze voll hat.*

### **Kleines Solo**

*Einsam bist du sehr alleine.  
Aus der Wanduhr tropft die Zeit.  
Stehst am Fenster. Starrst auf Steine.  
Träumst von Liebe. Glaubst an keine.  
Kennst das Leben. Weißt Bescheid.  
Einsam bist du sehr alleine –  
und am schlimmsten ist die Einsamkeit zu zweit.*

### **Eine Mutfrage**

*Wer wagt es,  
sich den donnernden Zügen entgegenzustellen?  
Die kleinen Blumen  
zwischen den Eisenbahnschwellen!*

Gerade in diesen Versen steckt sehr viel Trost. Ohne Chance sind die Blumen. Sie behaupten sich. Sie lassen sich nicht vertreiben.

Freilich – vieles im Leben ist eine Frage der Perspektive:

### **Mitleid und Perspektive**

*Hier, wo ich stehe, sind wir Bäume,  
die Straße und die Zwischenräume  
so unvergleichlich groß und breit.  
Mein Gott, mir tun die Bäume  
am Ende der Allee – entsetzlich leid.*

Es ist die Lyrik, weswegen Kästner Leipzig verlassen muss. 1927 verfasst er – bereichert durch eine eindeutige Illustration des Freundes Erich Ohser – den „Nachtgesang des Kammervirtuosen“.

*Du meine Neunte letzte Sinfonie!  
Wenn du das Hemd anhast mit rosa Streifen...  
Komm wie ein Cello zwischen meine Knie,  
und laß mich zart in deine Seiten greifen!*

*Laß mich in deinen Partituren blättern.  
(Sie sind voll Händel, Graun und Tremolo.)  
Ich möchte dich in alle Winde schmetterern,  
du meiner Sehnsucht dreigestrichenes Oh!*

Den Leipziger Philistern, deren Probleme er in den Gazetten süffisant kommentiert, ist das zu obszön.

Für seine Leipziger Promotion von 1925 muss Kästner unterschreiben, „unsere sittlichen Güter heilig zu halten und zu verteidigen“. Und nun dieses Gedicht...

Im „Kurzgefassten Lebenslauf“ schreibt er:

*Bis dann die Inflation und Leipzig kamen:  
mit Kant und Gotisch, Börse und Büro  
mit Kunst und Politik und jungen Damen.  
Und sonntags regnete es sowieso.*

Die jungen Damen werden ihm zum Verhängnis. Und Beethoven, dessen 100. Todestag man 1927 begeht.

Kästner wird als Redakteur in Leipzig entlassen. Die Hauptstadt Berlin wartet auf ihn. Es soll ihm nicht zum Schaden gereichen.

Bernhard Meier



## **Literatur:**

Bemmann, Helga: Erich Kästner. Leben und Werk. Berlin: Ullstein 1998

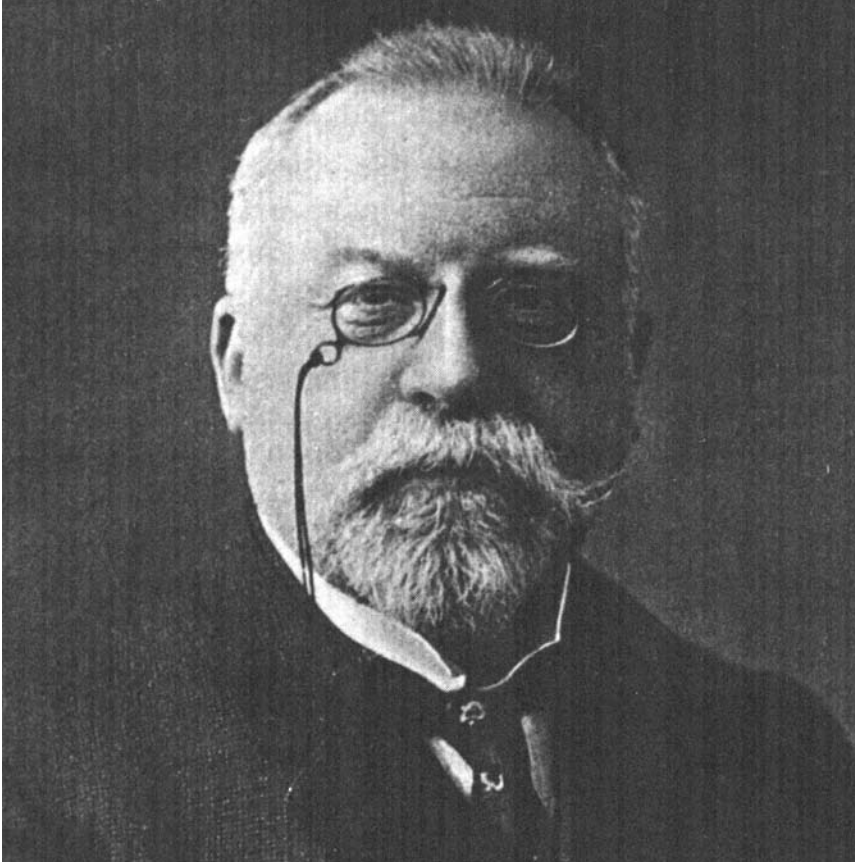
Enderle, Luiselotte (Hrsg.): Mein liebes, gutes Muttchen, Du! Dein oller Junge. Briefe und Postkarten aus 30 Jahren. Hamburg: Knaus 1981

Görtz, Franz Josef/ Sarkowicz, Hans: Erich Kästner. Eine Biographie. München-Zürich: Piper 1998

Kästner, Erich: Werke in neun Bänden. Hrsg. von Franz Josef Görtz. München-Wien: Hanser 1998

## Victor Ehrenberg

Zum 80. Todestag am 9. März 2009



Victor Gabriel Ehrenberg (1851-1929) zählt zu den bedeutendsten Handelsrechtlern des ausgehenden 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts. Er gilt als „Vater der Versicherungswissenschaft“. In Leipzig gründete er im Jahre 1913 an der Juristenfakultät das in seiner interdisziplinären Ausrichtung erstaunlich moderne Institut für Versicherungswissenschaft, das erste Leipziger Institut an der Juristenfakultät überhaupt.

Victor Ehrenberg wurde am 22. August 1851 in Wolfenbüttel geboren. Nach dem Besuch des dortigen Gymnasiums von 1862 bis 1871 studierte er in Göttingen, Leipzig, Heidelberg, Freiburg und wiederum in Göttingen Rechtswissenschaft. „Wie so viele andere erwählte ich das Studium der Rechte ohne Begeisterung, aber auch ohne Widerwillen; philosophische, literarische und historische Vorlesungen hörte ich nebenbei.“ (Selbstdarstellung, S. 59) In Leipzig lernte er vermutlich im Hause des Rabbiners Goldschmidt Georg Jellinek kennen. Beide verband eine enge Freundschaft, auch mit Ernst Zitelmann, die gleichfalls in Leipzig wurzelte. Ehrenberg musste das Studium in Leipzig vom Sommersemester 1872 bis zum Dezember 1872 auf Grund einer Lungenkrankheit unterbrechen. 1874, in seinem Göttinger Abschlusssemester, erschloss sich ihm in der Handelsrechtsvorlesung von Heinrich Thöl erstmals die Jurisprudenz: „Ich hatte das Bewußtsein, nun zum ersten Male wirklich juristisch denken zu lernen und zu erfahren, was juristische Methode sei.“ (Keller, S. 42) In vielfacher Hinsicht wichtiger wurde die Bekanntschaft mit Rudolf von Jhering: „Eine völlig neue Welt aber ging mir in Jherings Praktikum auf, hier erfuhr ich endlich, worauf es im Zivilrecht eigentlich ankomme, und ich gewann Neigung auch für die Wissenschaft des geltenden Rechts.“ (Selbstdarstellung, S. 66)

Dennoch wählte Ehrenberg die Themen für seine Qualifikationsarbeiten aus dem Gebiet der Rechtsgeschichte, wobei er seine Dissertation schon 1873/74 in Freiburg ausgearbeitet hatte. Zunächst aber unterbrach abermals seine Krankheit die Studien. Im Sommer 1874 erkrankte er so schwer, dass er zur Genesung für mehrere Monate an die italienische Riviera, nach Oberitalien und Südtirol reisen musste. Erst 1876 promovierte Ehrenberg an der Universität Göttingen mit einer Arbeit über „Das freie Gesinde im fränkischen Reich“. Nach einsemestrigem Aufenthalt in Straßburg, wo er unter der Anleitung seines späteren Leipziger Kollegen Rudolph Sohm seine Habilitationsschrift zum Lehnswesen „Kommendation und Huldigung“ schrieb, habilitierte er sich 1877 wiederum in Göttingen. Seine religiöse Zugehörigkeit zum Judentum scheint insoweit nicht hinderlich gewesen zu sein. Ehrenbergs Vorlesungstätigkeit war zunächst durch das Arbeitsgebiet seiner Dissertation und Habilitationsarbeit bestimmt. Als Privatdozent las er in Göttingen Deutsches Privatrecht und Sondergebiete des Handelsrechts.

Im Sommer 1881 trat Ehrenberg zum Protestantismus über. Ob diese Taufe zu dem alsbald folgenden Ruf nach Rostock beigetragen hat, muss offen bleiben. 1882 jedenfalls erhielt er einen Ruf an die Universität Rostock, wo er bis 1887 als ordentlicher Professor die germanistischen Fächer, das Handelsrecht und das mecklenburgische Privatrecht vertrat. Im selben Jahr heiratete Ehrenberg Helene

v. Jhering, die Tochter des zu jener Zeit bedeutendsten Göttinger Romanisten Rudolf von Jhering. In diesen Jahren wandte sich sein Interesse den Erforschungen des Versicherungsrechts zu. Praktische Erfahrungen erwarb er als Volontär eines Hamburger Assekuranzmaklers.

1887 wurde er an die Universität Göttingen zurückberufen. Acht Jahre später gründete Ehrenberg dort das „Seminar für Versicherungswissenschaft“, das erste seiner Art in Deutschland. Durch seine Tätigkeit wurde Göttingen zur Jahrhundertwende zu einem Zentrum der Versicherungswissenschaft. Ehrenberg galt „auf dem Gebiet des Versicherungsrechts (als) die anerkannteste Autorität Deutschlands“ (Blaurock, S. 323). Ehrungen blieben daher nicht aus. So wurde er 1909 zum Geheimen Justizrat ernannt.

1892, nach dem Tode Jherings, wurde Ehrenberg Herausgeber von „Jherings Jahrbüchern für die Dogmatik des heutigen römischen und deutschen Privatrechts“. Außerdem gab er zwei Werke Jherings heraus und versah sie mit einem Vorwort: die 3. Auflage „Der Zweck im Recht“ (1893) und die „Vorgeschichte der Indoeuropäer“ (1894).

1911 nahm er einen Ruf nach Leipzig an, wo er bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1922 lehrte. Er ging nach Leipzig, „um vielleicht ein Stück Jugend zurückzugewinnen.“ (Festschrift, S. III). An der Leipziger Juristenfakultät hatte Ehrenberg von 1911 bis 1922 den Lehrstuhl für deutsche Rechtsgeschichte und Handelsrecht inne. Seine Vorlesungstätigkeit erstreckte sich auf die Fächer Deutsches Privatrecht, Deutsche Rechtsgeschichte, Handels-, Wechsel-, Versicherungs-, Urheber- und Verkehrsrecht. In drei Jahren hielt er zusätzlich ein Praktikum für das Handels-, Wechsel- und Schifffahrtsrecht. Das Handelsrecht baute er hier zu einem Schwerpunkt der Fakultät aus. Im Jahre 1913 gründete er nach dem Vorbild seines Göttinger Instituts das in seiner interdisziplinären Ausrichtung erstaunlich moderne Institut für Versicherungswissenschaft und wurde dessen erster Institutsdirektor. Bei diesem Institut mit eigener Bibliothek und eigenem Archiv handelt es sich um das erste Leipziger Institut an der Juristenfakultät, Vorbild für eine Reihe weiterer Institute. 1922 wurde er emeritiert. 1926 ehrte ihn die Leipziger Juristenfakultät mit einer Festschrift zur Goldenen Promotion. Nach 1922 kehrte er wieder nach Göttingen zurück, wo er weiterhin als Lehrbeauftragter tätig sein konnte, und starb dort am 9. März 1929 im Alter von 78 Jahren.

Ehrenbergs rechtshistorische Arbeiten haben keine bleibenden Spuren hinterlassen. Insbesondere die Habilitationsschrift, die schon von Otto Stobbe heftig

kritisiert worden war, gilt heute in ihren Hauptthesen als unhaltbar. Ehrenberg selbst distanzierte sich rasch von seinem Werk und der darin angewandten begriffsjuristischen, konstruktiven Methode. Nach der Habilitation wandte er sich schnell anderen Rechtsgebieten zu, die ursprünglich dem Deutschen Privatrecht als geltendrechtlicher Disziplin entwachsen, nach dessen Historisierung infolge der Einführung des BGB aber wissenschaftliche Eigenständigkeit gewannen. Nur gelegentlich griff er in Vorträgen rechtshistorische Themen auf. „Die deutsche Rechtsgeschichte und die juristische Bildung“ hieß ein eher programmatischer Beitrag (1894); 1903 würdigte er Herder als den Propheten der historischen Rechtsschule. („Herders Bedeutung für die Rechtswissenschaft“). Erst in Leipzig nahm er die Vorlesungstätigkeit in der Rechtsgeschichte wieder auf.

Ehrenberg gilt zu Recht als der Schöpfer der Versicherungswissenschaft. Gleich eines seiner ersten Werke, die Festgabe für Georg Beseler „Die Rückversicherung“ (1885), ist bis heute als Pionierwerk anerkannt. Neben einer großen Zahl von Aufsätzen ist vor allem der Band „Versicherungsrecht“ (1893) in Bindings systematischem Handbuch zu nennen. Dieses Werk verdankt sein Entstehen einem zufälligen Zusammentreffen Ehrenbergs mit Karl Binding in der Bibliothek des Reichsgerichts im Jahre 1879. Das Werk gewann einen erheblichen Einfluss auf die Rechtsprechung und maßgeblich auf die Kodifikation des Versicherungsvertragsrechts. Im Text des Versicherungsaufsichtsgesetzes (VAG) sind bis heute Ehrenbergs Formulierungen und Gedankengänge nachweisbar. Entsprechendes gilt für das Versicherungsvertragsgesetz (VVG) bis zur Reform der Jahre 2007/08. Überhaupt ist das VVG stark von Ehrenberg geprägt. Ehrenberg selbst vermochte es aber auch, direkten Einfluss auf die Arbeiten am Versicherungsaufsichtsgesetz und am Versicherungsvertragsgesetz zu nehmen, indem er für die Reichsjustizbehörde als Berater tätig wurde. 1900 war er Mitbegründer des Vereins für Versicherungswesen. Er war zudem Mitglied des Beirats des Reichsaufsichtsamts für das Versicherungswesen.

Der zweite große Tätigkeitsbereich war das Handelsrecht. Sein umfassendes „Handbuch des Handelsrechts“ wuchs sich zu einem Monumentalwerk aus, wie es kein anderer Zweig der Rechtswissenschaft aufweisen konnte, und setzte für lange Zeit Maßstäbe. Anknüpfend an die durchgehende Vorlesungstätigkeit in diesem Fach legte er in Leipzig dazu mit seinen Beiträgen zum Handelsregister und zur Kaufmannseigenschaft den Grundstein. Für die weiteren Bände übte er in erster Linie eine Koordinations- und Herausgebertätigkeit aus.

Bernd-Rüdiger Kern

## **Literatur:**

Blaurock, Uwe: Victor Ehrenberg (1851-1929) „Vater der Versicherungswissenschaft“. In: Fritz Loos: Rechtswissenschaft in Göttingen – Göttinger Juristen aus 250 Jahren. Göttingen 1987. S. 316-335

Ehrenberg, Victor: (Selbstdarstellung) in: Hans Planitz (Hrsg.): Die Rechtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen, Bd. 1, Leipzig 1924. S. 59-85

Keller, Christian: Victor Ehrenberg und Georg Jellinek. Briefwechsel 1872-1911. Frankfurt/M. 2005

Leipziger Juristenfakultät (Hrsg.): Festschrift der Leipziger Juristenfakultät für Dr. Victor Ehrenberg zum 30. März 1926 = Leipziger rechtswissenschaftliche Studien, Heft 21. Leipzig 1927

Ihmels, Ludwig, Paul Koschaker: Die Institute der theologischen und juristischen Fakultät, in: Leipzig als Stätte der Bildung, herausgegeben durch Rektor und Senat der Universität Leipzig. Berlin 1919



## Ludwig Mitteis

Zum 150. Geburtstag am 17. März 2009



Ludwig Mitteis (1859-1921) gehört bis heute zu den bekanntesten Wissenschaftlern des römischen Rechts. Er eröffnete der Romanistik mit der von ihm und seinen zahlreichen Schülern betriebenen Papyrologie neue Forschungsgebiete. Die von ihm gegründete und mit Leipzig untrennbar verbundene papyrologische Schule wurde für annähernd drei Jahrzehnte absolut führend in der Antiken Rechtsgeschichte.



Ludwig Mitteis wurde am 17. März 1859 als Sohn des Gymnasialdirektors Heinrich Mitteis in Laibach geboren. Die Schule besuchte er in Wien, wohin sein Vater versetzt worden war. 1876 bestand er dort die Reifeprüfung. Auch das Studium der Rechts- und Staatswissenschaften nahm er in Wien auf. Anfangs zeigte er stärkeres Interesse an der Nationalökonomie. Die rechtshistorischen Vorlesungen von Franz Hofmann und Adolf Exner weckten dann aber sein Interesse an der römischen und griechischen Rechtsgeschichte. So bestand er 1878 die rechtshistorische Staatsprüfung mit ausgezeichnetem Erfolg. Das weitere Studium nahm Mitteis wohl nicht sehr ernst. Er selbst hat später gerne zum Besten gegeben, wie wenig er die meisten Vorlesungen besucht habe. Am literarischen und künstlerischen Leben Wiens nahm er mit deutlich größerem Eifer teil. Bereits im August 1880, noch vor Abschluss des Universitätsstudiums, wurde Mitteis zur Gerichtspraxis zugelassen. Er arbeitete als Praktikant an Wiener Gerichten. Mitteis selbst zählte diese letztlich sechs Jahre dauernde Tätigkeit, in der er „die abwechslungsreiche Praxis großer Gerichtshöfe und den internen Justizdienst kennen gelernt (hat), zu den lehrreichsten (seines) Lebens und (war) weit davon entfernt, die Einbuße an wissenschaftlicher Arbeitszeit, die mit dieser Praxis verbunden war, zu bedauern.“ (Mitteis, Autobiographie, Sp. 189).

Während dieser Zeit promovierte Mitteis am 17. Mai 1881. Seine Wiener Lehrjahre unterbrach Mitteis lediglich für einen Studienaufenthalt in Leipzig im Wintersemester 1882/83. Bernhard Windscheid, den er eigentlich hatte hören wollen, war gerade in Berlin mit den Vorarbeiten für das Bürgerliche Gesetzbuch (BGB) beschäftigt, aber die Juristenfakultät hatte auch mit Adolf Wach, Otto Stobbe und Karl Binding erstklassige Wissenschaftler zu bieten, in deren Lehrveranstaltungen Mitteis sich einschrieb. Als er nach Wien zurückkehrte, legte er seine wahrscheinlich in Leipzig geschriebene Arbeit „Untersuchungen zur Geschichte der Stellvertretung im römischen Recht“ der Fakultät als Habilitationsschrift vor, verbunden mit dem Wunsch nach Zulassung als Privatdozent. Im Januar 1884 hielt Mitteis seinen Probevortrag über den „falsus procurator“ und habilitierte sich.

Im Sommer desselben Jahres nahm Mitteis seine Lehrtätigkeit auf. 1886 beendete er seine praktische Tätigkeit und widmete sich vollständig den Aufgaben in der Fakultät und an der Theresianischen Akademie. 1887 wurde er als außerordentlicher Professor für römisches Recht an die Universität Prag berufen. 1891 wurde er ordentlicher Professor. In Prag begann er mit der Edition juristischer Papyri. Hier wirkte er bei der Gründung der Deutschen Gesellschaft für Altertumskunde mit und trat in die Gesellschaft zur Förderung

deutscher Wissenschaft, Literatur und Kunst in Böhmen ein. Seit 1895 war er die unbestrittene Autorität der juristischen Papyrologie. Im selben Jahre erhielt er Rufe nach Straßburg und Wien und entschied sich für die österreichische Hauptstadt, nicht zuletzt weil es hier umfangreiche Papyri-Sammlungen gab, die schon seit einiger Zeit sein Interesse geweckt hatten, zu denen er aber nicht Zugang im erwünschten Maße erhielt.

Im Oktober 1899 folgte Mitteis einem Ruf nach Leipzig auf einen Lehrstuhl für römisches und deutsches bürgerliches Recht. In Leipzig blieb er bis an sein Lebensende, obwohl er Rufe nach Berlin (1901) und München (1908) erhielt. Hier erhielt er großzügigen Zugang zu den reichen Papyri-Schätzen, gewann den Papyrologen Ulrich Wilcken als Mitarbeiter und begründete die Leipziger Sammlung griechischer Papyri. Mitteis war seinerzeit einer der bedeutendsten Dozenten der Fakultät. Es gelang ihm, mit später berühmt gewordenen Schülern – wie Fritz Pringsheim, Josef Partsch, Paul Koschaker, Leopold Wenger, Ernst Rabel, Hans Kreller und Hans Peters – eine Schule zu begründen, die so stark mit der Universität Leipzig verbunden war, dass ein Ortswechsel unzulässig erschien.

In den Studienjahren 1904/05, 1911/12 und 1920/21 übte Mitteis das Amt des Dekans aus. In seinen letzten Lebensjahren übernahm er den Vorsitz der Prüfungskommission für Juristen und verfasste gegen „ausgereifte“ Berliner Reformpläne eine Denkschrift über den romanistischen Unterricht. Darüber hinaus nahm er zahlreiche weitere Aufgaben wahr. Am Amtsgericht wirkte er bald nach der Übersiedlung nach Leipzig zunächst als stellvertretender, später als erster Vorsitzender der Sachverständigenkammer für Werke der Literatur und Tonkunst. Im Jahre 1901 übernahm er die Herausgeberschaft der Romanistischen Abteilung der Savigny-Zeitschrift für Rechtsgeschichte, die bis zu seinem Tod in seinen Händen lag. In jedem Band war er mit kleineren oder größeren Beiträgen vertreten. Als Mitherausgeber war er auch für Jherings Jahrbücher tätig.

Mitteis erfuhr zahlreiche Ehrungen, beginnend mit dem Titel des Geheimen Rates, der ihm 1899 verliehen wurde, bis hin zu mehreren Ehrenpromotionen deutscher und ausländischer Universitäten. Die sächsische Akademie der Wissenschaften nahm ihn am 3. Juni 1901 als ordentliches Mitglied auf, die bayrische, die preußische und mehrere italienische Akademien wählten ihn zum korrespondierenden Mitglied. In der sächsischen Akademie hielt er einen Vortrag „Zur Geschichte der Erbpacht“.

Die Leipziger Jahre brachten aber nicht nur Ehrungen, sondern auch Schicksalsschläge. 1911 erlitt er einen Anfall einer Nierenerkrankung. 1912 starb seine erste Frau, die er 1888 geheiratet hatte, und mit der er einen Sohn, Heinrich Mitteis (1889-1952), hatte, der später seinerseits ein bekannter Rechtshistoriker wurde. Die Entbehrungen der Kriegsernährung setzten ihm zu; während der Novemberrevolution wurde er Zeuge von Straßenkämpfen in seinem Wohnviertel. Nachdem er 1920 nochmals geheiratet hatte, starb Mitteis am 26. Dezember 1921 in Leipzig.

Mitteis Verdienste liegen im Wesentlichen in zwei verwandten rechtshistorischen Disziplinen, dem römischen Recht und der Papyrologie. Zum geltenden Recht hat er nur wenig veröffentlicht. Als Hauptwerk im römischen Recht ist sein „Römisches Privatrecht bis auf die Zeit des Diokletians“ von 1908 anzusehen. Daneben veröffentlichte er noch zahlreiche Aufsätze, insbesondere in der Savignyzeitschrift. Kurz vor seinem Tode übernahm er 1921 die 17. Auflage von Rudolph Sohms „Institutionen – Geschichte und System des römischen Rechts“. Das „Römische Privatrecht“ entstand in einer Krisensituation des Faches. Mit Einführung des BGB im Jahre 1900 hatte das Römische Privatrecht seine Funktion als geltendes Recht verloren und zählte nunmehr zu den historischen Materien. Im Zeitpunkt der Historisierung erschien Mitteis' Werk, in dem es ihm gelang, vergangene Rechtszustände zu einem lebendigen Bild zu formen. Allerdings beschränkt sich die Monographie auf die Rechtsgeschäftslehre und das Personenrecht. Mit diesem Werk wollte Mitteis das klassische römische Recht, befreit von den byzantinischen Zusätzen unter Justinian, darstellen. Auf die durchaus zeittypische, aus heutiger Sicht aber als – wenn auch scharfsinniger – Irrweg erkannte Interpolationenforschung verwendete er viel Zeit. Das gilt nicht nur für das „Römische Privatrecht“, sondern auch darüber hinaus. So regte Mitteis 1909 die Abfassung eines Interpolationenverzeichnisses an. 1912 veröffentlichte er einen Beitrag „Zur Interpolationenforschung“.

Der Name Mitteis wäre heute deutlich unbekannter, hätte er nur die Werke zum klassischen römischen Recht geschrieben. Dauerhaften Ruhm gewann er hingegen durch die Begründung der rechtshistorischen Papyrologie. Das zeigte gleich sein erstes einschlägiges Werk von 1891 „Reichsrecht und Volksrecht in den östlichen Provinzen des römischen Kaiserreichs“, das bei Theodor Mommsen auf Beifall stieß: „Das ist etwas!“ (Parsch, S. XVI) Auf der Grundlage von Papyri, aber auch anderen Rechtsquellen, vermochte es Mitteis, das in Ostrom geltende Volksrecht griechischer Herkunft anschaulich darzustellen. Bemerkenswerterweise wandte er dabei die Methode der historischen Rechtstatsachenforschung an, die in der juristischen Germanistik entwickelt worden war. Dem germanischen Recht

stand Mitteis aber überhaupt sehr positiv gegenüber, auch wenn er nicht dazu veröffentlicht hat. Spätestens mit seinem Werk „Grundzüge und Chrestomathie der Papyruskunde“ aus dem Jahre 1912 wurde Mitteis der Begründer der juristischen Papyruskunde und damit Anreger der griechischen und ägyptischen Rechtsgeschichtsforschung und der vergleichenden antiken Rechtsgeschichte überhaupt. In der ersten Hälfte dieses Werkes stellt Mitteis die Grundlagen der Papyruskunde dar. Im Anschluss daran werden einzelne Institute des ägyptischen Rechts der Ptolomäerzeit erörtert; weiterhin das Prozessrecht, die Gerichtsverfassung, die Urkunde, das Grundbuchwesen, Schuldverschreibungen, das Pfandrecht, das Kaufrecht und das Ehe-, Erb- und Vormundschaftsrecht.

Bernd-Rüdiger Kern

### **Literatur:**

Ernst Landsberg: Die juristische Fakultät zu Leipzig 1409-1909, in: Deutsche Juristen-Zeitung 1909. Sp. 851-878

Kleinheyer/Schröder: Mitteis, Ludwig (1859-1921), in: Kleinheyer/Schröder (Hrsg.), Deutsche und Europäische Juristen aus neun Jahrhunderten, 5. Aufl. 2008. S. 521

Ludwig Mitteis: Autobiographie, in: Otto Liebmann (Hrsg.), Festgabe der Deutschen Juristen-Zeitung zum 500jährigen Jubiläum der Universität Leipzig, 1909. Sp. 189-190

Josef Partsch: Ludwig Mitteis, 1859-1921, in: Zeitschrift für Rechtsgeschichte (Romanistische Abteilung), 43 /1922). S. V-XXXI

Ernst Rabel: In der Schule von Ludwig Mitteis, in: Journal of Juristic Papyrology 7-8 (1954). S. 157-161

Leopold Wenger: Ludwig Mitteis und sein Werk. 1923



## Ernst Neef

Zum 25. Todestag am 7. Juli 2009



Ernst Neef (1908-1984) zählt neben Carl Troll zu den Begründern der deutschsprachigen Landschaftsökologie und etablierte sich als einflussreicher Fachvertreter innerhalb der DDR-Wissenschaft mit internationalem Ansehen. Die von ihm begründete „Leipzig-Dresdner Schule der Landschaftsökologie“ prägte nachhaltig die Fachentwicklung der neueren deutschsprachigen Geographie und Landschaftsforschung. Trotz seiner zahlreichen nationalen und internationalen Verpflichtungen blieb er stets mit seiner sächsischen Heimat und mit den Städten Leipzig und Dresden eng verbunden.

Ernst Neef wurde am 16. April 1908 in Dresden geboren. Schon während seiner Dresdner Schulzeit wurde er v. a. von seinen Lehrern Friedrich Lamprecht und Johannes Rußner in die Geographie und Landeskunde seiner sächsischen Heimat eingeführt. Dies sollte seinen späteren Lebensweg entscheidend beeinflussen. Nach dem Abitur studierte er von 1927 bis 1932 die Hauptfächer Geographie und Geologie, zunächst in Innsbruck und anschließend in Heidelberg. Seine Lehrer waren besonders die Geologen Raimund von Klebelsberg, Wilhelm Salomon-Calvi und Hermann Erdmannsdörfer sowie die Geographen Hans Kinzl und an erster Stelle Johann Sölch. Nach seiner 1932 in Heidelberg vorlegten geomorphologisch-quartärgeologisch ausgerichteten Dissertation über die „Landformungen des Bregenzer Waldes“ wirkte Neef von 1932 bis 1936 als Assistent von Kurt Hassert am Geographischen Institut der Technischen Hochschule Dresden. Hier folgte 1935 auch seine Habilitation über die Landwirtschaftsgeographie von Sachsen, in der er nun auch seine umfassenden methodischen und kulturgeographischen Ansätze darstellten konnte. Bereits ein Jahr später erging an ihn der Ruf auf den Lehrstuhl für Geographie an der Technischen Hochschule Danzig, den er von 1936 bis zu seiner 1939 erfolgten Einrückung in die Wehrmacht inne hatte. Während des Zweiten Weltkrieges war Neef zunächst bei der Heimat-Flak in Danzig und ab 1942 als Kriegsmeteorologe der Luftwaffe in Ostpreußen, Danzig und Dresden eingesetzt. Eine Rückkehr nach Danzig, das nach der Kapitulation sowjetisch besetzt war und bald Teil der Volksrepublik Polen wurde, kam nach 1945 nicht mehr in Frage.

Nach Kriegsende verblieb Neef in seiner zerstörten Heimatstadt Dresden. Hier wirkte er von 1945 bis 1949 in der Stadtplanung, sowie nach einer kurzzeitigen Umschulung als Maurer in der sächsischen Regionalplanung, u. a. als Sachbearbeiter der Planungsgemeinschaft Großraum Dresden und in enger Zusammenarbeit mit Kurt Wiedemann. Kurzzeitig erhielt Neef auch einen Lehrauftrag für städtebauliche Grundlagenforschung an der Technischen Hochschule Dresden.

1949 erfolgte schließlich der Ruf an die Universität Leipzig, zunächst als Professor mit Lehrauftrag und ab 1952 als Professur mit Lehrstuhl und Direktor des Geographischen Instituts. Am traditionsreichen, bereits 1871 gegründeten Leipziger Institut, das nach einem mehrjährigen Provisorium nun mit Neef wieder ordentlich besetzt war, legte er die Grundlagen für die von ihm begründete Schule der Landschaftsökologie. Zu seinen ersten Schülern und Mitarbeitern gehörten u. a. Gerhard Schmidt, Hans Richter, Günter Haase, Karl Herz, Hellmuth Barthel und Werner Stams. Das von Neef in Leipzig eingerichtete physisch-geographische Labor war beispielgebend für die Weiterentwicklung

der Bodengeographie und Geoökologie im deutschsprachigen Raum. Kurzzeitig leitete Neef auch 1951-1952 kommissarisch das Geographische Seminar an der benachbarten Martin-Luther-Universität in Halle.

In Neefs Leipziger Jahre fällt auch die Durchsetzung der II. Hochschulreform der DDR 1951/52. Neben den in allen Studiengängen einheitlich eingeführten Änderungen gab es für die Hochschulgeographie besonders eine Konsequenz: die Einführung der Politischen und Ökonomischen Geographie in den Geographielehrplan. Ernst Neef setzte sich in diesen Jahren intensiv mit diesem ideologisch motivierten Zweig der Geographie auseinander und trat auch in eine persönlich geführte Debatte mit dem Protagonisten Heinz Sanke. Mit einiger Resignation zog sich Neef bald aus diesem Gefecht zurück und konzentrierte sich vielmehr auf die landschaftsökologische Forschung.

Neef gelang es in den 1950er Jahren, das Leipziger Institut personell und technisch enorm voran zu bringen und gewährleistete so neben der Forschungsarbeit eine auf höchstem Niveau stehende Ausbildung von Geographielehrern und Diplom-Geographen. Gemeinsam mit seinen Schülern erarbeitete er auch mehrere Lehrwerke der Physischen Geographie. An der Leipziger Universität wirkte Neef von 1955 bis 1958 zudem als Dekan der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät.

1959 folgte Ernst Neef schließlich einem Ruf an die Technische Hochschule Dresden (ab 1961 Technische Universität Dresden), stand jedoch zugleich dem Leipziger Institut bis zur 1961 erfolgten Ordination von Edgar Lehmann vor. Auch in Dresden wirkte Neef als erfolgreicher akademischer Lehrer und bildete neben den Geographen auch Kartographen, Geodäten und Verkehrswissenschaftler aus. Nach der Degradierung des Dresdner Geographischen Instituts in Folge der III. DDR-Hochschulreform bemühte sich Neef ab den 1970er Jahren um eine starke interdisziplinäre Einbindung der Geographie, v. a. im Rahmen des Projektes „Sozialistische Umweltgestaltung“. Neben der Entwicklung der Landschaftsökologie war er dabei immer bemüht, eine Verbindung zur Kulturgeographie, zur angewandten Geographie, zur Theoriebildung, aber auch zur Landeskunde zu finden. Auch nach seiner 1973 erfolgten Emeritierung betätigte sich Neef bis in die letzten Lebensjahre hinein als engagierter Wissenschaftler und Forscher.

Neefs außeruniversitäres wissenschaftliches Wirken war eng mit der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig verbunden. 1956 wurde er zum ordentlichen Mitglied gewählt; von 1964 bis 1973 amtierte er



als Vizepräsident, 1960-1965 und 1971-1983 als Sekretar der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse. In Dresden wurden 1965 auf seine Initiative hin die Ende 2007 aufgelöste Arbeitsstelle „Naturhaushalt und Gebietscharakter“ eingerichtet. Er engagierte sich auch in der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina, die ihn 1959 als ordentliches Mitglied aufnahm.

Ab Anfang der 1950er Jahre übernahm Neef führende Positionen innerhalb des DDR-Wissenschaftssystems, zunächst als Vorsitzender des Wissenschaftlichen Beirates für Geographie beim Staatssekretariat für Hochschulwesen und von 1953 bis 1957 als erster Vorsitzender der Geographischen Gesellschaft in der DDR. Die von ihm geprägte Geographische Gesellschaft gründete auf zahlreichen Ortssektionen und war Plattform einer wissenschaftlichen und populären Geographie und Heimatkunde in der DDR. Ab Ende der 1950er Jahre trat Neef insbesondere innerhalb der Ortssektion Dresden und der Fachsektion Physische Geographie hervor, der er von 1958 bis 1970 vorstand.

Neefs umfassendes Schriftenverzeichnis zählt über 180 größere Schriften. Er fungierte dabei auch als Herausgeber zahlreicher Werke, u. a. des populären Nachschlagewerkes „Das Gesicht der Erde“ (1. Aufl. 1956), der Fachzeitschriften „Petermanns Geographische Mitteilungen“ (1954-1978) und „Geographische Berichte“ (1956-1959) sowie der Reihe „Werte der deutschen Heimat“.

Neef wurden zahlreiche Ehrungen des In- und Auslandes zuerkannt, u. a. die Goldene Carl-Ritter-Medaille der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin sowie die Ehrenmitgliedschaften der Geographischen Gesellschaften in Polen, Ungarn, in Wien und der DDR.

Ernst Neef starb am 7. Juli 1984 in seiner Heimatstadt Dresden. Sein Nachlass wird im Archiv für Geographie des Leibniz-Instituts für Länderkunde in Leipzig verwahrt.

Bruno Schelhaas

## **Literatur:**

Neef, Ernst: Die Landformung des Bregenzer Waldes. Freiburg und Heidelberg 1933.

Neef, Ernst: Studien zur Landwirtschaftsgeographie von Sachsen. Dresden 1935.

Neef, Ernst: Das Gesicht der Erde. 1. Aufl. Leipzig 1956, 6. Aufl. Leipzig 1984.

Neef, Ernst: Die theoretischen Grundlagen der Landschaftslehre. Gotha und Leipzig 1967.

Neef, Ernst: Ausgewählte Schriften. Hrsg. von Hellmuth Barthel. Gotha 1983.

Leser, Hartmut: Ernst Neef und die landschaftsökologische Forschung. In: Die Erde 116 (1985) 1, S. 1-6.

Mannsfeld, Karl und Walter Sperling: Ernst Neef (1908-1984). In: Geographisches Taschenbuch 1991/1992, S. 115-129.

Mannsfeld, Karl und Hans Neumeister (Hrsg.): Ernst Neefs Landschaftslehre heute. Gotha und Stuttgart 1999.

Sperling, Walter: Der Beitrag von Ernst Neef (1908-1984) zur Regionalen Geographie Mitteleuropas und zur Landeskunde Sachsens. In: Berichte zur deutschen Landeskunde 59 (1985) 1, S. 11-22.

Stams, Werner: Ernst Neef zum 100. Geburtstag. Gemeinsame Jahre in Leipzig und Dresden. In: Sächsische Heimatblätter 54 (2008) 2, S. 139-153.



## **Bernhard Kockel**

Zum 100. Geburtstag am 3. September 2009



Ende der 20er und Anfang der 30er Jahre des 20. Jahrhunderts war die Physik an der Universität Leipzig eine Hochburg ihres Faches mit großer internationaler Ausstrahlung. Die Direktorenstellen des Theoretisch-Physikalischen Institutes und des (experimentell orientierten) Physikalischen Institutes waren seit 1927 mit Werner Heisenberg (1901-1976, Nobelpreis für Physik 1932) und Peter Debye (1888-1966, Nobelpreis für Chemie 1936) besetzt. Ein Schüler Heisenbergs, Bernhard Kockel, baute nach dem Zweiten Weltkrieg die Theoretische Physik in Leipzig wieder auf.

Bernhard Kockel wurde am 3. September 1909 in Leipzig als Sohn des Chemiegrafen Bernhard Kockel und seiner Ehefrau Emma, geb. Voigtländer, geboren. Im Süden seiner Heimatstadt besuchte er nach der Grundschule eine Oberrealschule, an der er zu Ostern 1928 das Abitur ablegte. Danach nahm er das Studium der Mathematik, Physik und Geografie in Leipzig auf mit dem Ziel, die Befähigung für das höhere Lehramt zu erwerben. Kockel betrieb vor allem das Studium der theoretischen Physik. Hierfür waren in dieser Glanzzeit der Leipziger Physik die Bedingungen ideal. Heisenberg und Friedrich Hund (1896-1997) vertraten die theoretische Physik in hervorragender Weise. Daneben war die Mathematik ähnlich gut besetzt. Hier ist vor allem Bartel van der Waerden (1903-1996) zu nennen, der auch wiederholt im Seminar von Werner Heisenberg mitwirkte.

Die internationalen Teilnehmer dieses Seminars und der unkonventionelle lockere Umgangston dürften auf Kockel einen prägenden Einfluss ausgeübt haben.

Werner Heisenberg zählte ihn zu seinen fähigsten Schülern. Dies wird unterstrichen durch einen Artikel „Über die Streuung von Licht an Licht“, den Kockel 1935 gemeinsam mit H. Euler in der Zeitschrift „Naturwissenschaften“, also noch vor seiner Promotion, veröffentlichte. Seine Studienzeit schloss Kockel mit der Staatsprüfung für das höhere Lehramt im Januar 1933 ab.

Während des darauf folgenden Jahres als Referendar im Schuldienst war er gleichzeitig als Hilfsassistent am Theoretisch-Physikalischen Institut tätig. Eine anschließende Anstellung als Assistent wurde von der Universität abgelehnt. Die Begründung war politischer Natur: Kockel hatte dem sozialistischen Studentenbund angehört. Heisenberg, der Direktor des Theoretisch-Physikalischen Institutes schuf daraufhin die Möglichkeit der Weiterbildung Kockels, indem er ihn von 1934 bis 1936 privat als Assistent anstellte.

Im Dezember 1936 erfolgte Kockels Promotion zum Dr. phil. mit einer Dissertation zum Thema: „Über einige Mehrfachprozesse zwischen Elektronen, Positronen und Lichtquanten“.

Kockel war es gelungen 1937 am Physikalischen Institut der Universität Göttingen, gleichermaßen ein renommiertes Zentrum der modernen Physik, als Hilfsassistent angestellt zu werden. Aber auch hier wurde ihm im Herbst 1937 aus den gleichen Gründen wie in Leipzig eine Assistentenstelle verwehrt.

Nachdem ihm der Zugang zur Hochschullehrer-Laufbahn verbaut war, suchte Kockel nun nach einer Arbeitsstelle in der Industrie, die seiner Neigung entsprach und wo er seine vorwiegend theoretisch-physikalischen Kenntnisse anwenden konnte. Diese fand er im Forschungsinstitut der AEG in Berlin-Reinickendorf, wo er am 1. Dezember 1937 die Arbeit aufnahm. Hier arbeitete er, mit einer Unterbrechung durch eine Einberufung zur Wehrmacht, bis 1942 hauptsächlich an Problemen der Barkhausen-Kurz-Schwingungen, wovon 6 Publikationen zeugen. In dieser Zeit hat Kockel 1938 geheiratet, und in Berlin wurden 1939 und 1941 seine beiden Töchter geboren. Im Januar 1942 wurde Kockel als Mathematiker zur Entmagnetisierungsgruppe (EMG) in Lübeck dienstverpflichtet, einer Dienststelle, die der Marine unterstand. Dort war er als Assistent von Prof. Vogt (später Marburg) bis Kriegsende tätig. Nach Rückkehr an seinen Wohnort Berlin-Reinickendorf wirkte Kockel von Juni 1945 an als Lehrer an der dortigen Friedrich-Engels-Schule.

In Leipzig war zu dieser Zeit vom ehemaligen Glanz seiner Ausbildungsstätte nichts mehr vorhanden. Durch nationalsozialistische Herrschaft und Krieg war nicht nur das Institutsgebäude in der Linnéstraße 5 zerstört, sondern die Physikalischen Institute hatten auch schwere personelle Einbußen hinnehmen müssen. Unter anderem wurden die Professoren Karolus und Schiller sowie 2 technische Mitarbeiter von den amerikanischen Besatzungstruppen, als sie im Juni 1945 aus Sachsen und Thüringen abzogen, nach Westdeutschland mitgenommen.

Als die Universität im Februar 1946 den Lehrbetrieb wieder aufnahm, war als einziger Professor der theoretische Physiker Prof. Dr. Friedrich Hund verblieben. Als dieser zu Beginn des Herbstsemesters 1946 nach Jena ging, musste der Lehrbetrieb zunächst mit Assistenten und Hilfsassistenten betrieben werden und sich auf die Experimentalphysik beschränken. Der Unterricht fand größtenteils in den Räumen des Mathematischen Institutes in der Talstraße 35 statt, in dem auch die unter Trümmern in der Linnéstraße 5 ausgegrabene Bücherei aufgestellt war.

Zu dieser Zeit hätten die ersten Nachkriegssemester mit dem Studium der Theoretischen Physik durch Besuch der Vorlesung über Klassische Theoretische Physik beginnen müssen. Dieser Zyklus bildet neben der Vorlesung über Experimentalphysik das wichtigste Fundament in der Physikausbildung. Da war es ein Glücksfall, dass es (vermutlich durch Aktivitäten von Hund) gelang, den gestandenen Theoretiker und Heisenberg-Schüler Kockel mit einem Lehrauftrag für die anstehende Aufgabe zu verpflichten. Er wurde ab 1. Mai 1947 als

Assistent mit einem Lehrauftrag am Institut für Theoretische Physik angestellt. Kockel begann bereits im Sommersemester mit der Thermodynamik, damals noch Wärmelehre genannt, den erwähnten Zyklus (vier Vorlesungsstunden pro Woche mit Übungen) im Stile des Lehrbuches von Hund abzuhalten. Später kam Quantentheorie mit einem Seminar dazu. Auch die Relativitätstheorie wurde von ihm in Leipzig behandelt. Im Februar 1949 habilitiert, wurde er im März darauf Professor und Direktor des Theoretisch-Physikalischen Institutes, eine Aufgabe, die er wohl de facto von Anfang an hat übernehmen müssen.

Seine Vorlesungen waren systematisch aufgebaut und wurden in einer klaren Sprache vorgetragen. Dabei konnte man seine brillanten Rechenfertigkeiten an der Wandtafel bewundern. Didaktisch geschickt eingeflochtene Beispiele aus der praktischen Physik waren dabei dem Verständnis sehr förderlich.

Im Seminar herrschte der aus Heisenbergs Zeiten bekannte lockere Umgangston. Hatte man einen Vortrag übernommen, so waren die bei ihm angesetzten Konsultationen eine große Hilfe in der Vorbereitung. Prüflinge konnten bei ihm stets mit Wohlwollen und einem abgewogenen und gerechten Urteil rechnen.

Wenn W. Scheid im Nachruf sagt, Kockel sei der ideale Theorielehrer für den experimentell orientierten Physiker, so kann dies nur unterstrichen werden. In der damaligen Zeit, in der die Diplomkandidaten gezwungen waren ihre Geräte und Apparaturen weitgehend selbst zu bauen, waren Kockels fachlichen und didaktischen Fähigkeiten von besonderer Bedeutung.

Diplomthemen vergab er nicht, weil er meinte, dass alle Diplomstudenten eine experimentelle Arbeit machen sollten. Diesen Rat gab er zunächst auch jenen Studenten, die bei ihm mit einem theoretischen Thema promovieren wollten. Mindestens 4 Physiker haben bei ihm in Leipzig promoviert und zwei wurden von ihm zu Habilitation geführt.

Kockel war ein Mann mit geradlinigem und aufrechtem Charakter. Dies hatte er schon in seiner Studienzeit bewiesen. Als Heisenberg Angriffen durch die Nationalsozialisten ausgesetzt war, und der NS-Studentenbund seine Vorlesungen zu stören beabsichtigte, kreuzte Kockel mit Gleichgesinnten ihre Pläne, wie ein Zeitzeuge berichtete.

Ein besonderes Kennzeichen Kockels war seine Wanderlust und damit verbunden seine großen geografischen Kenntnisse, die auch Einheimische oft überraschten. So war er wiederholt auch mit seinen Studenten in der Leipziger Umgebung am

Wochenende unterwegs. Geografisches Interesse dürfte es wohl auch gewesen sein, das ihn veranlasste, die Transsibirische Eisenbahn und nicht das Flugzeug zu wählen, als er zu einem Gastaufenthalt nach China eingeladen war.

Die Forschungsarbeiten von Kockel lagen auf dem Gebiet der Quantenmechanik. In seiner Leipziger Zeit zeugen hiervon acht Publikationen. Außerdem entstand hier das Buch: „Darstellungstheoretische Behandlung einfacher wellenmechanischer Probleme“, welches 1955 bei B. G. Teubner erschien. Zum 100. Geburtstag von Max Planck (1958) war er Mitherausgeber der rund 400 Seiten umfassenden Festschrift.

Im Herbst 1959 beendete Kockel sein Arbeitsverhältnis mit der Universität Leipzig und übernahm die Leitung einer in Leipzig im Aufbau befindlichen „Arbeitsstelle für Theoretische Chemie“, die der Akademie der Wissenschaften zu Berlin unterstand.

Einer Einladung folgend, vertretungsweise den Lehrstuhl für Theoretische Physik zu übernehmen, kam er 1960 an die Justus-v.-Liebig-Universität in Gießen. Hier wurde er 1962 außerordentlicher und 1963 ordentlicher Professor. In Fortsetzung seiner Leipziger Arbeiten wandte sich Kockel in Gießen zunächst leichten und später auch mehratomigen Molekülen zu. Hierüber entstanden 9 Publikationen.

1974 erfolgte die Emeritierung. Im Alter von 78 Jahren verstarb Kockel am 27. Mai 1987 in Gießen.

Heisenberg suchte seinerzeit bei Max Planck Rat mit der Frage, ob er emigrieren sollte. Planck meinte, er solle im Lande bleiben, da Leute seines Schlages nach dem Ende des Dritten Reiches dringend gebraucht würden. Zu diesen Leuten können wir Kockel zählen.

Karl Wappler



**Literatur:**

Beckert, Herbert: Begegnungen. In: Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse, Band 64, Heft 3. Angewandte Analysis in Leipzig von 1922 bis 1985, S. 80

Scheid, Werner: Nachruf auf Herrn Dr. habil. Bernhard Kockel, Prof. em. für Theoretische Physik an der Justus-Liebig-Universität Gießen. In: Annalen der Physik, Leipzig 45 (1988); H. 1, S. 1

**Archivalien:**

Universitätsarchiv Leipzig, Personalakte B. Kockel UAL PA 117

# Hermann Kolbe

Zum 125. Todestag am 25. November 2009



Hermann Kolbe (1818-1884), Ordinarius für Chemie an der Universität Leipzig von 1865 bis 1884, gehörte zu den weltweit herausragenden Chemikern des 19. Jahrhunderts. Durch Synthesen chemischer Verbindungen wie der Salicylsäure ebnete er den Weg für die stürmische Entwicklung vornehmlich der organischen Chemie. Mit dem größten und modernsten Neubau in Deutschland wurde das Erste Chemische Laboratorium Leipzig unter Kolbe neben Justus von Liebig's Labor in München zum Mekka der Organiker und Anorganiker.

Hermann August Kolbe war unter 15 Geschwistern der Älteste. Er wurde 1818 in Elliehausen bei Göttingen als Sohn des Pfarrers lutherischen Glaubensbekenntnisses Karl Kolbe und seiner Ehefrau Auguste geb. Hempel geboren. Kolbe studierte von 1838 bis 1842 Chemie bei Friedrich Wöhler (1800-1882) in Göttingen, wechselte dann als Assistent zu Robert Bunsen (1811-1899) nach Marburg und promovierte dort 1843. So wurde Kolbe bereits in Jugendjahren von zwei bedeutenden deutschen Chemikern geprägt.

Nach einem post-doc-Aufenthalt in London editierte er ab 1847 als Herausgeber das von Justus von Liebig (1800-1872), Friedrich Wöhler und Johann Christian Poggendorff (1796-1877) im Jahre 1836 begründete „Handwörterbuch der reinen und angewandten Chemie“ im Braunschweiger Verlag Vieweg & Sohn und arbeitete im Labor bei Franz Varrentrapp (1815-1877), wo er erstmals die Essigsäure synthetisierte und die Definition für den Begriff „chemische Synthese“ („Produkte aus Körpern von möglichst einfacher Zusammensetzung zu bilden“) gab. So reifte Kolbe durch intensive Beschäftigung mit der theoretischen und angewandten Chemie seiner Zeit und schärfte durch geplante chemische Syntheseexperimente die Fähigkeit und die Fertigkeiten chemischen Arbeitens. Er vertrat konsequent, seinen Vorbildern Jöns Jacob Berzelius (1779-1848), Wöhler und Liebig folgend, die damals dominierende, in sich geschlossene chemische „Radikalthorie“, auch „Kolbes Kohlensäuretheorie“ genannt (alle organisch-chemischen Verbindungen leiten sich von der Kohlensäure durch Substitution der Sauerstoffatome durch organische Radikale ab), und nutzte sie erfolgreich als heuristisches Prinzip für die gezielte Darstellung und Aufklärung zahlreicher neuer Verbindungen, wie Milchsäure, Äpfel- und Weinsäure, Alanin und Asparaginsäure. In seinen letzten Lebensjahren polemisierte er heftig gegen die ihren Siegeszug antretende, noch potentere chemische „Strukturtheorie“ von Jacobus H. Van't Hoff (1852-1911), Joseph A. Le Bel (1847-1930) und Johannes Wislicenus (1835-1902), die auf der Vierwertigkeit der Kohlenstoffatome, ihrer Verknüpfung untereinander und räumlich gerichteter Valenzen beruht.

1851 wurde Kolbe 33-jährig als Nachfolger von Bunsen auf den Lehrstuhl für Chemie an der Universität Marburg berufen. Dort festigte er seinen Ruf als einer der jüngeren Koryphäen der Chemie in Deutschland in der Zeit stürmischen Wachstums der chemischen Industrie (Remane, Hantschmann, Weißenfels, 1984). Kolbe folgte 1865 dem Ruf an die Universität Leipzig als Nachfolger des 1863 verstorbenen Professors für Allgemeine und Theoretische Chemie an der Medizinischen Fakultät, Otto Bernhard Kühn (1800-1863), auf einen Lehrstuhl für Chemie, der nun an die Philosophische Fakultät ging. Ausschlaggebend für die Rufannahme waren die zugesicherte Gleichberechtigung mit dem von Otto

Linné Erdmann (1804-1869) bereits besetzten Lehrstuhl für Chemie an der Philosophischen Fakultät und die Zusagen der Universität und des Ministeriums für Cultus und Höheren Unterricht in Dresden mit dem weitsichtigen Minister Johann Paul von Falkenstein (1801-1882) zum Neubau eines Chemischen Laboratoriums. Dieses wurde kostengünstig (100.000 Taler) in nur 15 Monaten erbaut und am 16. November 1868 in der damaligen Waisenhausstraße (auf Antrag Kolbes an die Stadtverwaltung 1879 in Liebigstraße umbenannt) eingeweiht. Es war mit 132 Arbeitsplätzen das größte und für diese Zeit am modernsten eingerichtete chemische Laboratorium in Deutschland (Beyer, Hoyer, 2003, S. 250-258). Interessant ist, dass Justus von Liebig, von Kolbe verehrt und im freundschaftlichen Briefwechsel mit ihm stehend, von dieser Überdimensionierung abgeraten hatte, jedoch nachträglich, überzeugt durch den enorm einsetzenden Zulauf von Studenten nach Leipzig, Kolbes Weitsicht anerkannte. Dieses Erste Chemische Laboratorium existierte in der Liebigstraße 18 bis zum 18. April 1943, als es durch das Bombardement bis auf die Grundmauern und später noch genutzte Ruinenreste zerstört wurde. Auf den Grundmauern entstand 1949/50 das Laboratorium für die Chemischen Institute, das 2005 abgerissen wurde und dem heutigen Zentrum für Konservative Medizin weichen musste.

Kolbe entfaltete zusammen mit seinen Schülern, Mitarbeitern und in interdisziplinärer Kooperation mit der Medizin fast 20 Jahre lang eine fruchtbare Forschungs- und Lehrtätigkeit. Seinen Namen und den seines Schülers Rudolf Schmitt (1830-1898) trägt die Kolbe-Schmitt-Reaktion zur synthetischen Darstellung der Salicylsäure aus Natriumphenolat und Kohlendioxid, die er in seiner Leipziger Zeit optimierte (Kolbe, 1874) und zur Produktionsreife in der 1874 speziell dafür gegründeten „Salicylsäurefabrik Dr. Friedrich von Heyden“ in Radebeul bei Dresden führte (Beyer, Hoyer, 2008, S. 28-39). Bis dahin wurden die antipyretisch, antiseptisch und konservierend (Fleisch, Milch und Bier) wirkenden Salicylate aus der Rinde von Weiden (*Salix alba*) gewonnen. Diese Eigenschaften machten sie besonders für medizinische Anwendungen nützlich, so dass Kolbe die enge wissenschaftliche Kooperation mit dem Leipziger Chirurgen Carl Thiersch (1822-1895), einem Schwiegersohn von Justus von Liebig, suchte und fand. Durch einfache Acetylierung der Salicylsäure gelang es 1897 in der BAYER AG, aus der Salicylsäure die Acetylsalicylsäure, das ist das weltweit am meisten genutzte Medikament Aspirin®, herzustellen. Die Synthese des Nitromethans, ein heute vielseitig gebrauchtes Lösungsmittel, glückte in Kolbes Labor.

Unter Kolbes Doktoranden kamen Theodor Curtius (1857-1928) mit der erstmaligen synthetischen Knüpfung der Peptidbindung (1881), Ernst Beckmann (1853-1923) mit der Beckmannschen Umlagerung (Grundlage für die Polyamid-Produktion) und Constantin Fahlberg (1850-1910) mit dem Süßstoff Saccharin® zu großen wissenschaftlichen Leistungen mit vielseitigen praktischen Anwendungen. Kolbe betätigte sich als Lehrbuchautor, zum Beispiel mit dem 681 Seiten umfassenden „Kurzen Lehrbuch der Anorganischen Chemie“ (1878). Er pflegte ein patriarchalisches Verhältnis mit den Doktoranden und Studierenden und legte unterrichtsmethodisch besonderen Wert auf die praktische Tätigkeit im Laboratorium. Seine Vorlesungen im Großen Hörsaal des Kolbe-Baus zogen nicht nur zahlreich die Chemiker an, sondern auch Hörer anderer Fakultäten, wie zum Beispiel Studenten der Theologie. An der Stirnseite des Experimentierhösraals prangte in großen Lettern die Inschrift „Gott hat alles nach Maaß, Zahl und Gewicht geordnet“.

Besondere Verdienste um die Förderung der Chemie erwarb sich Kolbe ab 1869 als Herausgeber der Fachzeitschrift „Journal für praktische Chemie“, die 1834 vom Leipziger Chemieprofessor Erdmann begründet und von diesem 35 Jahre lang geführt worden war. Als streitbarer, kritischer und anerkannter Wissenschaftler nutzte Kolbe zugleich dieses Journal als Sprachrohr für die von ihm vertretene und bereits oben beschriebene Radikalthorie. In seinen letzten Lebensjahren ließ er gelegentlich einen gewissen Altersstarrsinn erkennen. Das zu den ältesten traditionsreichen Chemiejournalen gehörende und weltweit geachtete Journal für praktische Chemie, in dem stets Leipziger Chemiker Verantwortung in der Redaktion und als Herausgeber trugen, hatte über 160 Jahre lang Bestand, ehe es dann 2000 nach Übernahme durch den Chemie-Verlag Wiley-VCH erlosch.

Als im Milleniumsjaar 2000 die Europäische Vereinigung der Chemischen Gesellschaften eine Liste von 100 europäischen Chemikern zusammenstellte (FECS 2000), die die Chemie in den vorherigen drei Jahrhunderten maßgeblich geprägt und vorangebracht haben, gehörte Hermann Kolbe zu diesen auserwählten, bedeutenden Persönlichkeiten.

Lothar Beyer

## **Literatur:**

Beyer, Lothar; Hoyer, Eberhard: Chemische Wegzeichen aus Leipzigs Universitätslaboratorien. Passage-Verlag Leipzig, 2008.

Federation European Chemical Societys: 100 Distinguished European Chemists. Chimia 54 (2000), S. 266.

Kolbe, Hermann: Ueber eine neue Darstellungsmethode und einige bemerkenswerthe Eigenschaften der Salicylsäure. In: Journal für praktische Chemie [2], 10 (1874), S. 89-112.

Meyer, Ernst von: Zur Erinnerung an Hermann Kolbe. In: Journal für praktische Chem. 138 (1884), S. 417-466.

Remane, Horst, Hantschmann, Achim, Weißenfels, Manfred: Hermann Kolbe und sein Beitrag zur Chemie des 19. Jahrhunderts. In: Z. Chem. 24 (1984) S. 393-403.



## Otto Hölder

Zum 150. Geburtstag am 22. Dezember 2009



Otto Hölder (1859-1937) war ein bedeutender Mathematiker, der an den Universitäten in Göttingen, Tübingen, Königsberg und von 1899 bis zu seinem Tode an der Leipziger Philosophischen Fakultät forschte und lehrte. Er leitete vier Jahre lang die Mathematisch-physische Klasse der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig und war Rektor der Universität während der Revolution im November 1918.



Otto Ludwig Hölder wurde am 22. Oktober 1859 in Stuttgart geboren. Sein Vater arbeitete als Professor für französische Sprache am Stuttgarter Polytechnikum. Dort nahm Hölder 1877 ein Ingenieurstudium auf, nachdem er das Stuttgarter Realgymnasium erfolgreich absolviert hatte. Bereits zu Michaelis 1878 wechselte er Studienfach und Hochschule. Er schrieb sich in die Matrikel der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin ein und hörte dort bei der deutschen Elite der Mathematik, so bei Ernst Kummer (1810-1893), bei Leopold Kronecker (1823-1891) und bei Karl Weierstraß (1815-1897). An der Berliner mathematischen Schule, dem Weltzentrum der Mathematik in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, erhielt Hölder den Maßstab und die erste Anregung, die seine mathematische Forschung und später seine 35-jährige Lehrtätigkeit in Leipzig wesentlich bestimmt haben. Allerdings kehrte er nach drei Berliner Semestern, während der er auch Vorlesungen über Naturforschung und Anthropologie bei Emil du Bois-Reymond (1818-1896) gehört hatte, in die Heimat zurück. Er studierte noch fünf Semester an der Naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Tübingen bei Paul du Bois-Reymond (1831-1889), unter dessen Ägide Hölders erste mathematischen Arbeiten entstanden, darunter die Inaugural-Dissertation: „Beiträge zur Potentialtheorie“, mit der er am 3. August 1882 in Tübingen zum Dr. scient. nat. promoviert wurde. Darin führte er für die Dichteverteilung einer Massenbelegung die sogenannte Hölderstetigkeit ein, welche die Gültigkeit der Poissonschen Differentialgleichung für das Newtonsche Potential sichert.

Im Mai 1884 arbeitete Hölder in Leipzig und besuchte dort das Königliche mathematische Seminar, das von Felix Klein (1849-1925) geleitet wurde, der daneben noch über „Elliptische Funktionen II“ las. Hölders Bemühungen um eine Habilitation in Leipzig waren erfolglos, da er kein humanistisches Gymnasium besucht hatte. Deshalb folgte er einer Aufforderung Hermann Amandus Schwarz' (1843-1921) und bewarb sich mit zwei Abhandlungen an der Göttinger Philosophischen Fakultät. In der Arbeit „Zur Theorie der trigonometrischen Reihen“, die gelegentlich als Habilitationsschrift bezeichnet wird, behandelte er in Anschluss an P. du Bois-Reymond und H. A. Schwarz das Problem der Darstellung von nicht notwendig stetigen Funktionen durch ihre Fourier-Reihen und untersuchte deren Konvergenz. Sie wurde noch im gleichen Jahr in den von F. Klein herausgegebenen Mathematischen Annalen veröffentlicht. Die zweite Arbeit über elliptische Funktionen erschien erst viel später im Crelle-Journal Band 157. Am 23. Juli 1884 promovierte Hölder in Göttingen zum Dr. phil. und wurde bei H. A. Schwarz in der Weender Chaussee 17 einquartiert. Von Michaelis 1884 an begann Hölder als Privatdozent an der Georg-August-Universität zu Göttingen Vorlesungen zu halten. Gleichzeitig entwickelte er eine ausgedehnte Forschungstätigkeit. Heute wird noch immer auf Höldersche Abschätzungen

zurückgegriffen. In der Abhandlung „Über einen Mittelwertsatz“, die H. A. Schwarz der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen vorlegte, hatte Hölder eine allgemeine Ungleichung hergeleitet, die fälschlich nach J. L. Jensen benannt wird und aus der sich die Schwarzsche und die Höldersche Ungleichung durch Spezialisierung ergeben. Im Sommerhalbjahr 1889 wurde Hölder in Göttingen als außerordentlicher Professor der Philosophischen Fakultät geführt, ab Oktober 1889 wirkte er in gleicher Position an der Naturwissenschaftlichen Fakultät der königlich württembergischen Eberhard-Karls-Universität zu Tübingen. Hier widmete er sich intensiv in Forschung und Lehre der Algebra. Gruppentheoretische Untersuchungen führten Hölder auf den grundlegenden Begriff der Faktorgruppe. Damit konnte er die Galoissche Theorie über die von Camille Jordan (1838-1922) eingeführten Faktoren hinaus bereichern, gipfelnd im Jordan-Hölderschen Satz.

Als Hermann Minkowski (1864-1909) 1896 ein Ordinariat am Polytechnikum Zürich übernahm, wurde Hölder sein Nachfolger in Königsberg. Das Klima an der Ostsee schien dem Württemberger nicht zu behagen. So folgte er alsbald einem Ruf nach Leipzig und übernahm am 1. April 1899 den Lehrstuhl von Sophus Lie (1842-1899), den er bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1928 und darüber hinaus ausfüllte.

Von Beginn des Sommersemesters 1899 an wurde Hölder die Direktion des Mathematischen Instituts und die Mitdirektion des Mathematischen Seminars der Universität übertragen. Damit wurde die Hölder-Ära der Mathematik in Leipzig eröffnet, die über ein halbes Jahrhundert währte, wenn man das Wirken seines Sohnes Ernst Hölder (1901-1990) mitzählt. Letzterer ist aus der mit Helene Lautenschlager 1899 geschlossene Ehe hervorgegangen, der Schwester des späteren langjährigen Oberbürgermeisters von Stuttgart. Man kann sogar von einer Hölder-Dynastie an der Leipziger Universität sprechen, wenn noch Otto Hölders älterer Bruder Eduard Hölder (1847-1911) berücksichtigt wird, der als mehrmaliger Dekan der Juristischen Fakultät schließlich im Oktober 1909 zum Rektor gewählt wurde.

Trotz der neuen administrativen Aufgaben hat Otto Hölder sein Vorlesungsprogramm weiter ausgebaut, wie ein Blick auf die allein 89 Lehrveranstaltungen über nahezu alle mathematischen Disziplinen ausweisende Liste verrät, die seit Februar 2009 über das Internet unter der Adresse [http://histvv.uni-leipzig.de/dozenten/hoelder\\_o.html](http://histvv.uni-leipzig.de/dozenten/hoelder_o.html) allgemein zugänglich ist. Zu Hölders Leipziger fachwissenschaftlichen Arbeiten sei auf den Artikel von G. Eisenreich im Jubiläumsband „100 Jahre mathematisches Seminar der Karl-

Marx-Universität Leipzig“ verwiesen. Im Folgenden seien nur Schriften und Bücher von Hölder erörtert, die ein breiteres Interesse beanspruchen.

An Hölders Berliner Studienzeit schließt sein Buch „Die Arithmetik in strenger Begründung“ an, das er 1913 als Dekan der Philosophischen Fakultät als Programmabhandlung herausbrachte und das als Monographie bei Julius Springer 1929 in 2. Auflage erschienen ist. Mit seinem genetischen Aufbau der Zahlen von den ganzen über die rationalen Zahlen zu den Irrationalzahlen als Dedekindsche Schnitte versuchte er, die für den gymnasialen Mathematikunterricht wesentliche Anschaulichkeit verbunden mit nötiger Strenge den zukünftigen Lehrern vorzuführen.

Die Kantsche Philosophie, aber dazu auch „Die allgemeine Functionentheorie“ seines Lehrers P. du Bois-Reymond von 1882 regten Hölder an, sich mit erkenntnistheoretischen Fragen zur Mathematik zu beschäftigen. In seiner Leipziger Antrittsvorlesung „Anschauung und Denken in der Geometrie“ begann er, die geometrische Methode zu erörtern. Hölders Überlegungen sind auch in unseren Tagen noch von Interesse, und die Ausgabe von 1900 wurde unverändert 1968 bei Teubner reprografisch nachgedruckt. Vom Teilgebiet der Geometrie ausgehend sprach Hölder am 31. Oktober 1918 als antretender Rektor über „Die Mathematik im Verhältnis zu den anderen Wissenschaften“. An vielen Beispielen versuchte er, das deduktive Wesen der Mathematik zu verdeutlichen und deren Anwendung auf Natur- und Geisteswissenschaften zu skizzieren. Diese Darlegungen flossen ein in Hölders Hauptwerk „Die mathematische Methode. Logisch- erkenntnistheoretische Untersuchungen im Gebiete der Mathematik, Mechanik und Physik“. Ausgehend von Fallbeispielen aus der Geometrie, der Mechanik, der Infinitesimalrechnung und der Arithmetik wird die logische Analyse der Methoden durchgeführt und der Zusammenhang mit der Erfahrung hinsichtlich der räumlichen Wahrnehmung sowie mit der Physik hergestellt. Im Anhang wird der Leser über die Kunst des Entdeckens, über Paradoxien und Antinomien aufgeklärt. Das 1924 erschienene 564 Seiten starke Buch wurde 2007 vom VDM Verlag nachgedruckt und ist selbst heute Gymnasiallehrern sehr zu empfehlen.

Das Höldersche Rektorat währte nur einen Monat. Nachdem der Arbeiter- und Soldatenrat in Sachsen die öffentliche Gewalt übernommen hatte, wurde in Leipzig am 22. November verfügt, öffentliche Gebäude mit roten Fahnen zu schmücken. Hölder konnte das Aufziehen bis zum 26. November verhindern. „Mehrere feldgraue Studenten“ entfernten in der Nacht zum 28. November die roten Fahnen vom Augusteum und Hölder ließ stattdessen die Universitätsflagge

von 1909 mit dem Meißner Löwen aufziehen. Nach Rücksprache mit dem Ministerium musste diese wieder eingezogen werden. Sie wurde durch zwei rote Fahnen ersetzt, die Hölder auf dem Verhandlungswege wieder entfernen wollte. Am 30. November holten Studenten diese Fahnen herunter, die Rädelsführer wurden verhaftet und von den aufgebrachten Studenten aus dem Polizeiamt in der Wächterstraße wieder befreit. Am Abend desselben Tages wurde auf einer eiligst einberufenen Dozentenversammlung, nicht zuletzt durch das Auftreten seines Vorgängers und Nachfolgers, des Theologen Rudolf Kittel (1853-1929), Otto Hölder zum Rücktritt gezwungen. Der akademische Senat bedankte sich in einem Schreiben vom 4. Dezember 1918 für die selbstlose Arbeit in schweren Wochen bei Hölder und versicherte ihm „aller uneingeschränkten Wertschätzung und aufrichtigen Verehrung“.

Hans-Joachim Girlich

### **Literatur:**

Eisenreich, Günther: Otto Hölder. In: H. Beckert, H. Schumann (Hg): 100 Jahre Mathematisches Seminar der Karl-Marx-Universität Leipzig. Berlin 1981, S. 147-168.

Hölder, Ernst: Hölder, Otto Ludwig. In: C. C. Gillispie (Hg); Dictionary of Scientific Biography. New York 1972, Vol. 6, S. 472-474.

Kittel, Rudolf: Die Universität Leipzig im Jahr der Revolution 1918/19. Rektoratserinnerungen. Stuttgart und Leipzig 1930.

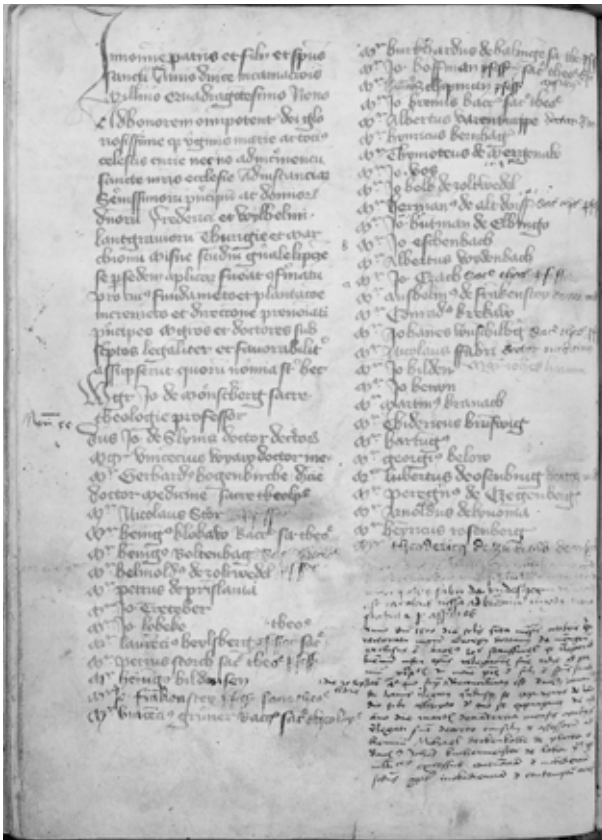
Salié, Hans: Zur Geschichte der Mathematik an der Universität Leipzig im 19. Jahrhundert. In: Karl-Marx-Universität Leipzig 1409-1959, Beiträge zur Universitätsgeschichte, 1. Band, Leipzig 1959, S. 374-381.

van der Waerden, Bartel Leendert: Nachruf auf Otto Hölder. In: Mathematische Annalen 116 (1939), S. 157-165.



# Die Männer der ersten Stunde

Leipziger Magister und Studenten 1409



Die Gründungsgeneration der Universität Leipzig umfasste maximal 50 Magister, von denen aber 1409 nur 33 ziemlich sicher in Leipzig präsent waren, und 371 Studenten, die namentlich bekannt sind. Die meisten Hochschullehrer und ein Großteil der Studenten war im Laufe des Jahres 1409 von der Universität Prag nach Leipzig abgewandert. Ihre Rolle in der Frühzeit der Universität Leipzig soll hier exemplarisch betrachtet werden.

Dass es sich bei den damaligen Dozenten und Studenten ausschließlich um Männer handelte, war ein allgemeines und selbstverständliches Phänomen aller mittelalterlichen (und auch neuzeitlichen) Universitäten. In Leipzig konnten Frauen erst seit 1870 als Gasthörer Vorlesungen besuchen. Regulär zum Studium zugelassen wurden sie 1906. Die erste Professorin an der Universität Leipzig, die Germanistin Elisabeth Karg-Gasterstädt, wurde sogar erst 1952 berufen.

Die Universität Paris, die älteste Hochschule nördlich der Alpen, verstand sich als Korporation der Magister und Scholaren, der Lehrenden und der Lernenden. In Paris wurde vieles herausgebildet, was dann zum Modell der meisten mittelalterlichen Universitäten in Europa werden sollte: Die Einteilung der Lehrenden und Lernenden in vier Universitätsnationen, die geographisch großzügig den Einzugsbereich der Universität umschrieben, bildete die Grundlage der Universitätsverfassung. Abstimmungen, Stellenbesetzungen und Mittelverteilungen erfolgten innerhalb dieser „nationes universitatis“. Prag und Leipzig hatten dieses Pariser Universitätsmodell übernommen. Der Lehrbetrieb war in vier Fakultäten eingeteilt, von denen die Artistenfakultät als allgemein bildende Grundlagenfakultät praktisch von allen besucht wurde, während in den drei höheren Fakultäten der Theologie, Rechtswissenschaften und Medizin hingegen nur wenige studierten. Die tragende Säule des Universitätsbetriebs waren die Magister. Die Bezeichnung galt ursprünglich dem Lehrer einer Dom-, Stifts- oder Klosterschule, doch wurde der Magistertitel im Laufe des 12. Jahrhunderts zum ersten akademischen Grad und blieb auch im späten Mittelalter der wichtigste Abschluss, den man in der Artistenfakultät erlangen konnte. Der „magister artium“ erhielt mit der Promotion die Befugnis, an jeder Hohen Schule zu lehren. Diese Befugnis schloss aber die Verpflichtung ein, an der eigenen Universität mindestens zwei Jahre lang Lehrveranstaltungen anzubieten. Des Weiteren berechnete der Magistergrad dazu, an einer der drei Höheren Fakultäten das Studium fortzusetzen und dort zum Beispiel den Doktorgrad anzustreben. Erst die Promotion in Theologie, Rechtswissenschaften oder Medizin ermöglichte den Wechsel von der Artistenfakultät in den Lehrkörper einer der höheren Fakultäten.

Die Universität des späten Mittelalters wurde geprägt vom Lehrbetrieb der Magister. Der Professor ist erst eine relativ junge Erscheinung. Dies zeigt auch ein Blick auf die Männer der ersten Stunde in Leipzig. Woher kennen wir ihre Namen? Ein Vorlesungs- oder Personalverzeichnis der Universität gab es noch

nicht. Aber Rektoratsmatrikel und die Matrikel der Artistenfakultät enthalten am Anfang umfangreiche Listen der ersten Hochschullehrer.

Am Beginn der Rektoratsmatrikel (Abbildung 1) sind diejenigen Magister verzeichnet, die 1409 dem Landesherren als Gründungsmannschaft präsentiert wurden. Vorangestellt ist eine Präambel, welche an die Gründung der Universität durch die wettinischen Markgrafen und deren Bestätigung durch den Papst erinnert: Die Fürsten hätten zur Begründung und Förderung der Universität die im Folgenden namentlich genannten Magister und Doktoren angenommen. Die Auflistung umfasst 46 Namen, denen durchweg der Magistertitel vorangestellt ist. Die Liste beginnt mit „magister Iohannes de Mönsterberg sacre theologie professor“. Der Theologe Johannes Ottonis aus dem schlesischen Münsterberg sollte der erste Rektor der neuen Universität werden. Neun weitere Magister, darunter Henning Boltenhagen, Lorenz Heilsberg, Johannes Hoffmann, Hermann von Altdorf, Johannes Czach und Johannes Wünschelburg, werden als „Professoren der Heiligen Theologie“ bezeichnet (z.T. aber erst später nachgetragen). Die Magister Nikolaus Stör und Hermann Schipmann erscheinen hingegen als „professor“ ohne weiteren Zusatz, doch wissen wir aus anderen Nachrichten, dass auch sie Theologen waren. Weiter kommen drei Bakkalaren der Theologie vor. In der Auflistung begegnen außerdem sechs Doktoren der Medizin („doctor medicine“) und zwei Doktoren des Kirchenrechts (doctor decretorum), aber kein Zivilrechtler; auch hier wurden die Grade z.T. erst später hinzugefügt. Bei den übrigen 23 Magistern handelt es sich offenkundig um Mitglieder der Artistenfakultät, die in Leipzig wie anderswo die Masse des Studienbetriebs bewältigte und deshalb stets auch die an Lehrkräften größte Fakultät war. Allerdings spiegelt die Auflistung von 1409 nicht die tatsächliche Zuordnung der Dozenten zu den Fakultäten wider, die – abgesehen von der Artistenfakultät – 1409 noch gar nicht den Lehrbetrieb aufgenommen haben. Die Bezeichnung als „professor“ kam 1409 nur den wenigsten Leipziger Universitätslehrern zu; es waren durchweg Theologen, die mit diesem ehrenden, ihre Gelehrsamkeit unterstreichenden Titel bedacht wurden. Der Universitätsprofessor als Lehrstuhlinhaber ist erst eine spätere Entwicklung.

Leipzigs Männer der ersten Stunde kamen 1409 fast ausschließlich von der Universität Prag, die seit Jahren ein Unruheherd war. Verteilungskämpfe um Stellen, wissenschaftliche Streitigkeiten und kirchliche Reformanliegen vermischten sich mit dem wachsenden nationalen Gegensatz zwischen Deutschen und Tschechen. Radikale Kräfte an der Universität um den Prager Magister Jan Hus hatten König Wenzel IV. bewogen, durch das Kuttener Dekret vom 18. Januar 1409 die Stimmverhältnisse zwischen den vier



Universitätsnationen zugunsten der Böhmisches Nation zu verschieben. Als sich die Spannungen an der Universität Prag im Laufe des Frühjahrs 1409 weiter verschärften, wanderten die deutschen Magister und Scholaren unter Protest ab. Etwa 200 von ihnen gingen nach Leipzig. Dies ist u. a. an der Magisterliste ablesbar, welche die Leipziger Matrikel der Artistenfakultät 1409 eröffnet. Am 24. Oktober wurde Heinrich Bernhagen zum Dekan der Artistenfakultät gewählt und zwar, wie er in der Vorrede zu dieser Auflistung betont, „durch die Prager Magister, die damals anwesend waren“ („magistros Pragenses tunc presentes“). Die Namen der 44 Magister trug Bernhagen anschließend in die Matrikel der Artistenfakultät ein. Sie stimmt weitgehend, aber nicht vollständig mit der 46 Namen umfassenden Magisterliste von 1409 in der Rektoratsmatrikel überein. In beiden Listen zusammen werden 49 Magister genannt.

Die Präambel der Auflistung in der Rektoratsmatrikel deutet mit keinem Wort darauf hin, dass die Magister aus Prag kamen, betont vielmehr, dass es sich um jene Magister handle, welche die Landesherren für die neu gegründete Universität Leipzig aufgenommen hätten. Aber schon die Verteilung der Magister spricht eine deutliche Sprache: 23 Artisten, 15 Theologen, 6 Mediziner und nur 2 Juristen. Dies spiegelt anschaulich die besondere Stellung der Juristen an der mittelalterlichen Universität wider, die in Prag 1382 dazu geführt hatte, dass sich die Juristen als eigenständige Universität organisierten, während die übrigen drei Fakultäten der Karlsuniversität beisammen blieben. Das Kuttenger Dekret hatte nur der Dreifakultäten-Universität gegolten, nicht der Prager Juristenuniversität. Deshalb kamen 1409 keine Prager Juristen nach Leipzig. Erst in den folgenden Jahren, als sich die Hussitische Bewegung in Prag radikalisierte, zogen auch die Deutschen der Juristenuniversität ab. Für die nächsten zwei Jahrhunderte sollte Prag, die älteste Universität nördlich der Alpen und östlich von Paris, in der europäischen Bildungsgeschichte keine Rolle mehr spielen.

Urkunden und Matrikeln erlauben es zwar, die Anfänge der Universität Leipzig nachzuzeichnen und auch die Männer der ersten Stunde namentlich zu benennen, aber keiner von ihnen hat persönliche Aufzeichnungen hinterlassen, welche die Vorgänge 1409 vom Abzug aus Prag bis zur Gründung der Universität Leipzig näher beleuchten würden. Deshalb lässt sich auch schwer sagen, ob die wettinischen Landesherren angesichts der Prager Krise die Initiative zur Universitätsgründung ergriffen haben, oder ob die deutschen Magister in Prag diese Idee an sie herangetragen haben. Auch Verbindungen von deutschen Magistern der Universität Prag zur Stadt Leipzig mögen auf die Gründung einer Universität förderlich gewirkt haben. Sicher ist aber eines: Die Leipziger Universität war von vornherein nicht als Provisorium, als vorübergehender

Ausweichstandort der geflüchteten Prager Magister und Scholaren gedacht. Vielmehr schufen die wettinischen Landesherrn mit der Gründung von zwei Universitätskollegien, dem Großen und dem Kleinen Fürstenkolleg, sichere institutionelle Grundlagen mit einem Stellenpool zur Versorgung von 20 Magistern. Weitere sechs Magisterstellen wurden später durch die Stiftung des Frauenkollegs der Polnischen Nation geschaffen. Außerdem standen seit 1413 bzw. 1421 sechs Kanonikerstellen in den Domkapiteln von Meißen, Merseburg und Naumburg sowie im Kollegiatstift Zeitz zur Verfügung, um Hochschullehrer der Theologischen und der Juristischen Fakultät zu finanzieren.

## II

Sowohl für die Magister als auch für die Studenten war die Zugehörigkeit zu einer der vier Universitätsnationen entscheidend. Ob Magister oder Scholar, wer nach Leipzig kam, wurde wie in Prag nach seiner Herkunft einer der vier Universitätsnationen zugeteilt. Die Magisterliste von 1409, die am Anfang der Matrikel der Artistenfakultät steht, gibt hinter fast allen Namen die Nation an, die meisten anderen Namen lassen sich ihren Herkunftsorten nach zuordnen und mit der Präsentationsliste der Rektoratsmatrikel abgleichen. Dies ergibt 17 Magister der Sächsischen Nation, acht der Bayerischen, 13 der Polnischen und nur sechs der Meißenischen Nation. Weiterhin lassen sich drei Magister nachweisen, die von den Universitäten Wien, Erfurt und Krakau nach Leipzig gekommen waren. Zwei weitere lassen sich gar nicht zuordnen. Bei den Studenten, die sich 1409 immatrikulierten, sieht das Zahlenverhältnis ähnlich aus: 98 kamen aus dem Einzugsbereich der Sächsischen Nation, 35 aus dem der Bayerischen, 129 aus dem der Polnischen und 79 aus dem der Meißenischen Nation. 28 Lausitzer und 2 Hessen wurden damals gesondert immatrikuliert, weil strittig war, zu welcher Nation sie gehören sollten.

Besonders groß war unter den in Leipzig ankommenden Prager Magistern der Anteil der Niederdeutschen und der Schlesier. Aus dem wettinischen Herrschaftsgebiet, also dem Einzugsbereich der Meißenischen Nation, sowie dem Süden und Westen des Reichsgebietes kamen hingegen nur wenige der ersten Magister. Gemessen an den Studienanfängern, die auch aus weiter entfernten Ländern wie Schweden oder Livland kamen, bildeten die rund 200 Prager Exulanten freilich nur eine Minderheit. Die Anziehungskraft der Prager Lehrkräfte war jedoch auch am neuen Wirkungsort ungebrochen und sicherte den Erfolg der Leipziger Universitätsgründung.

Die mittelalterliche Universität kannte keine formalen Zulassungskriterien und war auch in sozialer Hinsicht weitgehend offen. Die Mehrheit der Studenten entstammte dem Bürgertum, doch gab es auch Studenten vom Land und Adlige. Letztere fielen an der spätmittelalterlichen Universität Leipzig aber nicht sehr ins Gewicht. Armut war damals wie heute einem Studium nicht sehr förderlich. Von den Leipziger Studenten des Wintersemester 1409 gehörte ein Viertel zu den „Bettelstudenten“, die als „pauperes“ Nachlass auf die Inskriptionsgebühr erhielten. Für eine weitere Karriere in den drei höheren Fakultäten wie auch für Prüfungsgebühren mussten dann aber höhere Summen erbracht werden, die das Studienverhalten bis zu einem gewissen Grad sozial determinierten, am wenigsten bei den Theologen, am stärksten bei den Juristen. Gleichwohl bot ein Universitätsstudium und mehr noch ein akademischer Grad Aufstiegsmöglichkeiten. Das Beispiel von Johannes Hoffmann, einem Repräsentanten der Prager Gründergeneration in Leipzig, der es vom Bürgersohn zum Bischof von Meißen brachte, zeigt freilich die Möglichkeiten und Grenzen. Einem „pauper“ wäre eine solche Karriere nicht möglich gewesen.

Nicht zuletzt erfahrene und engagierte Lehrer wie Laurentius Reynkonis († 1443) aus Heilsberg waren für den Zustrom von neuen Studenten verantwortlich. Bereits 1391 wurde Reynkonis in Prag Bakkalar der Artistenfakultät und wurde fünf Jahre später zum Magister promoviert. An der Artistenfakultät war er sodann als Lehrkraft und Prüfer, aber auch in der akademischen Selbstverwaltung tätig. Seine Kollegen wählten den umtriebigen Magister im Jahr 1407 zum Dekan. Parallel zu seinen Verpflichtungen an der Artistenfakultät begann Reynkonis 1396 mit dem Studium der Theologie, das er in Prag bis zum Rang des Bakkalars der Theologie vorantrieb. Im Jahr 1396 finden wir ihn zugleich an der mittlerweile als Universität verselbständigten Juristischen Fakultät in Prag eingeschrieben. In Folge des Kuttenger Dekrets verließ er Prag. Wir finden den „magister Laurencius Heylsberg professor sacre theologie“ als zwölften in der Präsentationsliste der Prager Magister in Leipzig. Als eines der Gründungsmitglieder der Universität bezog er Wohnung, Versorgung und Gehalt aus den Kollegien, die von den Markgrafen von Meißen noch im Sommer 1409 bereitgestellt worden waren. Von 1409 an hatte er eine Stelle im Kleinen Kolleg in der Petersstraße. Im Jahr 1416 wurde er im Großen Kolleg in der Ritterstraße aufgenommen, das über deutlich besser dotierte Stellen verfügte. In Leipzig nahm Reynkonis seine Lehrtätigkeit sofort wieder auf, war bereits im Oktober 1409, also vor der Verlesung der Gründungsprivilegien der Landesherren, als Prüfer für die Polnische Nation der neuen Universität tätig. Im Winter 1411 wurde „Laurencius de Heilsberg“ zum Rektor gewählt. Sein Studium der Theologie empfahl ihn zudem für den Posten des Vizekanzlers, den er im selben

Jahr innehatte. Der Kanzler der Universität, den er in diesem Amt vertrat, war bis in die frühe Neuzeit hinein der Bischof von Merseburg und 1411 ebenfalls ein ehemaliger Prager Student. Bischof Nikolaus Lubich aus Eisenach (ca. 1360-1431) hatte als wettinischer Kanzleileiter die Verhandlungen um das päpstliche Universitätsprivileg geführt. Auch der Vizekanzler Reynkonis entschied sich für eine geistliche Laufbahn. Zwischen 1423 und 1425 kehrte er in seine Heimat zurück und hatte bis zu seinem Tod eine Stelle als Domherr in Frauenburg (Bistum Ermland) inne. Von seiner langjährigen Lehrtätigkeit in Leipzig hat sich nur wenig erhalten. Auf Umwegen kam eine Pergamenthandschrift aus dem Besitz von Reynkonis in die Bibliothek des Vatikan. Diese Handschrift aus dem 13. Jahrhundert bietet mit rhetorischen und astronomischen Texten sowie mit einigen Werken Ciceros typisches Lehrmaterial der Artistenfakultät.

Unter den zahlreichen aus Prag gekommenen Medizinern befinden sich auch die ersten Lehrkräfte der Leipziger Medizinischen Fakultät. Gerhard Hogenkirchen aus Hamburg († 1429/1448) hatte in Erfurt studiert, in Prag 1404 seinen artistischen Magistergrad erworben und war in seinem Studium der Medizin so erfolgreich, dass er bereits 1408 als Doktor der Medizin zum Dekan der Prager Medizinischen Fakultät gewählt wurde. Im Oktober 1409 erscheint „magister Gerhardus Hogenkirche doctor medicine“ als vierter unter den 46 Magistern der Leipziger Präsentationsliste. Im Jahr 1415 wurde er als „professor pathologie“ erster Dekan der Medizinischen Fakultät. Allerdings hielt es ihn nicht lange in Leipzig. Die Universitäten Köln und Heidelberg sind als weitere Lebensstationen zu erwägen, doch ist selbst sein Todesjahr ungewiss. Mit Sicherheit hingegen lässt sich dem Leipziger Mediziner ein in der Universitätsbibliothek Salzburg liegender Pesttraktat zuordnen, der in üblicher Weise bekannte Diät- und Verhaltensvorschriften, Rezepte und Aderlass-Empfehlungen kompiliert.

Die Juristenfakultät ist ähnlich der Medizinischen in den Anfangsjahren der Universität Leipzig kaum zu fassen. Selbst die prominentesten Lehrkräfte der Juristen sind um 1409 nicht durchgängig zu belegen. So ist auch der im Oktober 1409 an zweiter Stelle der Prager Magister präsentierte Doktor Johannes von Schleinitz († 1434) aus dem meißnischen Niederadel nicht kontinuierlich in Leipzig. Der Doktor, der seinen Titel nach dem Studium in Prag in Bologna erworben hatte, wurde erneut im Sommer 1410 in der Universität eingeschrieben. Er weilte demnach zwischenzeitlich andernorts. Erst im Jahr 1429 wird er mit einem ungenauen Eintrag in der Liste der lehrenden Juristen genannt, doch hatte er zu diesem Zeitpunkt bereits den Bischofsstuhl von Naumburg inne (1422-1434). In der Naumburger Dombibliothek werden seine Kolleghefte aus Bologna und Teile seiner Bibliothek aufbewahrt. Auch die ehemaligen Prager Rechtsstudenten

blieben z. T. nur kurz in Leipzig. So studierte der Prager Bakkalar Burkhard Plotze (1368-1454), der aus einer Stralsunder Ratsherrenfamilie stammte, bis zur Erlangung des artistischen Magistertitels in Leipzig. Es schloss sich eine mehrjährige Lehrtätigkeit in Leipzig an, deren Krönung die Wahl zum Dekan der Artistenfakultät 1417 darstellte. Für seine juristischen Studien kehrte Plotze aber Leipzig den Rücken und wandte sich der 1419 gegründeten Universität Rostock zu. Erst zum Studium der Theologie kam der inzwischen zum Bakkalar des Kirchenrechts promovierte Plotze wieder nach Leipzig, wo er im Sommer 1434 zum Rektor gewählt wurde. Nachdem er den Grad eines Doktors der Theologie erlangt hatte, kehrte er ein letztes Mal in seine norddeutsche Heimat zurück. Spätestens 1449 übernahm er die theologische Lektur am Hamburger Dom, und im Winter 1451 wurde er zum zweiten Mal Rektor der Universität Rostock.

Die Theologische Fakultät war die vornehmste der mittelalterlichen Universität. In Leipzig stellen die Theologen nicht nur den ersten Magister auf der Präsentationsliste, sondern zugleich auch den ersten Rektor und den ersten Vizekanzler der neuen Universität. Johannes Ottonis von Münsterberg (ca. 1360-1416) hatte nach Erwerb des Bakkalars- und Magistertitels (1382 bzw. 1387) an der Prager Artistenfakultät neben seiner Lehrtätigkeit ein Theologiestudium absolviert. Er war bis zum Auszug aus Prag einer der bedeutendsten Vertreter der Theologie sowie erbitterter Gegner des Magisters Jan Hus geworden. Als gewählter Rektor und Vizekanzler der neuen Universität war es „Johannes de Münsterberg“ vorbehalten, hinter der Präsentationsliste vom Oktober die Studenten des Wintersemesters 1409 – unter ihnen fünf aus seiner Heimatstadt – einzutragen. Doch Münsterbergs Tätigkeit für die Universität ging darüber hinaus. Mit seinem Freund und Kollegen im Großen Kolleg, Johannes Hoffmann aus Schweidnitz (ca. 1375-1451), hatte Münsterberg bereits in Prag begonnen, Gelder für ein Kollegienhaus der Polnischen Nationen zu sammeln. Von den Geldern, die vor allem schlesische und einige preußische Magister aufgebracht hatten, wurde Grundbesitz in Schlesien erworben. Noch auf dem Totenbett vermachte Münsterberg diese Einkünfte und weitere Besitztümer testamentarisch einem zukünftigen Kolleg, wobei er offen ließ, ob dies in Schlesien gegründet werden sollte (wo es noch gar keine Universität gab), in Prag (wo die Universität aber nicht mehr funktionierte), oder eben in Leipzig. Erst 1422 konnte Johannes Hoffmann dort die Gründung des Liebfrauenkollegs („Collegium Beate Mariae Virginis“) durchsetzen, das für fünf Magister aus Schlesien und einen aus Preußen Versorgung und Unterkunft zur Verfügung stellte. Hoffmann erreichte nicht nur, dass die Landesherrn diesem die gleichen Vorrechte zukommen ließen wie den landesherrlichen Kollegien, er stellte zugleich ein Haus am Brühl zur Verfügung. Bis ins 19. Jahrhundert hinein wohnten, lehrten und lernten in den

spätmittelalterlichen Gebäuden des privat gestifteten Kollegs die „polnischen“ Magister und Studenten.

Nicht nur die beiden schlesischen Magister vermachten ihren Besitz der Universität und trugen damit zu deren Einkommen und Gebäudebestand bei. Auch der Mediziner Helmold Gledenstedt aus Salzwedel († 1441) und der letzte Rektor der Prager Universität, Henning Boltenhagen aus Hildesheim († 1435), vermachten von ihnen betriebene Bursen testamentarisch an das Große Kolleg der Universität. Mit Stiftungen von Zinseinkünften und Gebäuden, ab der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts auch mit Stiftungen aus den umfangreichen Privatbibliotheken der Magister und seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert mit Stipendienstiftungen trugen die Lehrkräfte der Universität einen regen Anteil an deren Fortbestehen und Prosperität. Von keinem der Prager Magister, die nach Leipzig kamen, ist ein authentisches Porträt überliefert. Immerhin hat sich von Johannes Hoffmann, der 1427 Bischof von Meißen wurde und dort 1451 starb, im Dom zu Meißen seine Grabplatte erhalten (Abbildung 2). Als Porträtdarstellung wird man die Ritzzeichnung allerdings schwerlich ansehen können.

Im Winter 1437 wird zum letzten Mal ein Magister der Leipziger Gründergeneration, die aus Prag gekommen war, zum Rektor gewählt. Es war der Theologe Johannes Wünschelburg. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte sich die Universität Leipzig etabliert und mit den Hussitenkriegen ihre erst große Krise überstanden, war durch Stiftungen gewachsen, verfügte über einen funktionierenden Lehrbetrieb in allen vier Fakultäten und dehnte ihren Einzugsbereich immer weiter aus. Keineswegs alle Magister und Scholaren, die im Frühjahr 1409 Prag verließen, hatten sich nach Leipzig begeben. Aber nirgendwo anders haben sie eine ebenso große und nachhaltige Wirkung entfalten können. Grund genug, sich 600 Jahre nach der Leipziger Universitätsgründung dieser Männer der ersten Stunde zu erinnern!

Enno Bünz (I) / Thomas Lang (II)

## Quellen und Literatur:

Bicherl, Renate: Die Magister der Artistenfakultät der Hohen Schule zu Prag und ihre Schriften im Zeitraum von 1348 bis 1409, Med. Diss. Erlangen 1971

Bünz, Enno: Die Gründung der Universität Leipzig 1409, in: Erleuchtung der Welt. Sachsen und der Beginn der modernen Wissenschaften. Essays, hg. von Detlef Döring und Cecilie Hollberg unter Mitarbeit von Tobias U. Müller, Dresden 2009, S. 24-35

Hoyer, Siegfried: Die Gründung der Universität Leipzig, in: Leipzig. Aus Vergangenheit und Gegenwart 3 (1984) S. 77-93

Kusche, Beate: Ego collegiatus. Die Magisterkollegien an der Universität Leipzig von 1409 bis zur Einführung der Reformation 1539. Eine struktur- und personengeschichtliche Untersuchung, 2 Teile, Phil. Diss. (masch.) Leipzig 2008

Die Matrikel der Universität Leipzig, hg. von Georg Erler, 1: Die Immatrikulationen von 1409-1559, 2: Die Promotionen von 1409-1559, 3: Register (Codex diplomaticus Saxoniae regiae 2/16-18), Leipzig 1895-1902

Moraw, Peter: Gesammelte Beiträge zur Deutschen und Europäischen Universitätsgeschichte. Strukturen – Personen – Entwicklungen (Education and Society in the Middle Ages and Renaissance 31), Leiden u.a. 2008

Universitätsgeschichte als Landesgeschichte. Die Universität Leipzig in ihren territorialgeschichtlichen Bezügen. Tagung der Historischen Kommission der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig vom 7. bis 9. Oktober 2004, hg. von Detlef Döring (Beiträge zur Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, Reihe A, 4). Leipzig 2007

Urkundenbuch der Universität Leipzig von 1409 bis 1555, hg. von Bruno Stübel (Codex diplomaticus Saxoniae regiae II, 11), Leipzig 1879

Zarncke, Friedrich: Die urkundlichen Quellen zur Geschichte der Universität Leipzig in den ersten 150 Jahren ihres Bestehens (Abhandlungen der philologisch-historischen Classe der königlich-sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften 3, 2), Leipzig 1857

# Kaspar Borner

Zum 470. Jubiläum des Beginns der reformatorischen  
Universitätsreform



Als Organisator des Übergangs der Universität Leipzig zur Reformation erwarb sich der in Großenhain geborene Kaspar Borner (um 1492-2. Mai 1547) bleibende Verdienste. Während seiner drei Rektorate (in den Wintersemestern 1539/40, 1541/42 und 1543/44) führte er die Universität aus ihrer vorreformatorischen Erstarrung und Frequenzkrise und schuf die strukturellen Grundlagen für die Entstehung einer der bedeutendsten Hochschulen im lutherischen Deutschland.



Seine akademische Bildung erhielt Borner in Leipzig, wo er sowohl den Grad eines Baccalaureus (1509) als auch den eines Magister Artium (1518) erwarb. Während die Mehrzahl der Leipziger Professoren in den Bahnen der spätmittelalterlichen Scholastik verharrte, zog Borner an der Seite des aus Leipzig vertriebenen Humanisten Johannes Aesticampianus 1511 nach Italien und weiter über Paris nach Köln, wo er die Bekanntschaft des Philologen Petrus Mosellanus machte. Mit diesem wandte er sich 1515 wieder nach Sachsen und wirkte an der Schule in Freiberg. Nach einem Zwischenspiel an der Universität Wittenberg, wo er Astronomie unterrichtete und die Wertschätzung Luthers und Melanchthons gewann, wurde Borner 1522 als Nachfolger Johannes Polianders Rektor der Leipziger Thomasschule. Im Nebenamt lehrte er seit 1523 an der Leipziger Artistenfakultät Mathematik und Astronomie.

Während der Leipziger Disputation (1519) und bei seinem Aufenthalt in Wittenberg lernte Borner die reformatorische Lehre kennen, gegen die sich die Universität im Verein mit Herzog Georg von Sachsen (regierte 1500-1539) nach Kräften stemmte. Exponent der Leipziger Theologen war Hieronymus Dungersheim (1465-1540), der sich eifrig in Schriften gegen Martin Luther und die Reformation wandte. Herzog Georg aber wünschte eine Öffnung für den Humanismus, um der dramatisch schwindenden Attraktivität seiner Universität entgegen zu wirken. 1516 wurde Petrus Mosellanus nach Leipzig berufen. Aber die Ansätze, Griechisch und Hebräisch in den akademischen Unterricht einzuführen und humanistische Gelehrsamkeit zu etablieren, blieben stecken, da der Herzog das Interesse verlor, je mehr er fürchten musste, dass mit dem Humanismus auch die Reformation an der Universität Einzug halten könnte. Der Tod Mosellans (1524) schwächte den Leipziger Humanismus weiter, der einen Rückhalt künftig noch an einigen jüngeren Gelehrten wie Kaspar Borner hatte.

Als Herzog Georg am 17. April 1539 starb, verlor die scholastische Universität ihre stärkste Stütze. Georgs Bruder und Nachfolger Heinrich (regierte 1539-1541) war ein evangelischer Fürst. Mit ihm hielt die Reformation im albertinischen Teil des Herzogtums Sachsen Einzug, doch war er selbst weder energisch genug noch blieb ihm ausreichend Zeit, um die bestehenden Verhältnisse an der Universität grundlegend zu ändern. Die Annahme des Augsburger Bekenntnisses als Lehrgrundlage, zu der sich die Universitätsversammlung auf Drängen des Herzogs am 12. August 1539 zögerlich bereit erklärte, wird in Borners Sinne gewesen sein, obwohl er sich in der Glaubensfrage bis zu diesem Zeitpunkt zurückgehalten hatte und auch künftig nicht als Eiferer auffiel. Als er im Oktober 1539 erstmals zum Rektor gewählt wurde, stand er vor großen Aufgaben: Nicht nur musste die Veränderung des Konfessionsstandes entsprechend der

evangelischen Bekenntnisschriften tatsächlich ins Werk gesetzt, sondern darüber hinaus die humanistische Bildung durch Berufung neuer Professoren verankert und die Universität auf eine neue wirtschaftliche Grundlage gestellt werden. Ein Gutachten Philipp Melanchthons (Juli 1539) machte Personalvorschläge für die Theologische Fakultät und stellte Überlegungen zur Besoldung an, für die künftig der Landesherr zu sorgen hatte. Melanchthons Vorschläge scheiterten vorerst am Widerstand der Leipziger Theologen und der mangelnden Tatkraft des Herzogs.

Heinrichs Nachfolger Herzog Moritz (regierte 1541-1553) nahm die in Ansätzen steckengebliebene Reform der Universität sogleich energisch in Angriff. Seine Maßnahmen kamen einer Neugründung gleich. Durch Einziehung von geistlichen Gütern (Klosterbesitz) wurden die Mittel bereitgestellt, um die Universität finanziell besser auszustatten. Die Reformkräfte an der Theologischen Fakultät wurden konsequent gestärkt. Borner und andere jüngere Professoren wurden im September 1541 zu Baccalaurei und Lizentiaten promoviert und erhielten dadurch das Recht, über biblische Schriften zu lesen. Die Theologische Fakultät wurde zudem für Gelehrte von außerhalb geöffnet. 1542 kam der von Melanchthon empfohlene Schotte Alexander Alesius nach Leipzig. Die wichtigste personelle Neuerung war jedoch die Berufung von Joachim Camerarius, des Freundes Melanchthons, aus Tübingen. Camerarius (1500-1574) übernahm die Professur für klassische Sprachen, wodurch der Humanismus in Leipzig erstmals dauerhaft verankert wurde und Borner einen wichtigen Mitstreiter bei der Universitätsreform gewann.

1539 hatte Borner sein Amt an der Thomasschule aufgegeben, um sich ganz seinen Aufgaben an der Universität zu widmen. Im Oktober 1543 war er einer von fünf neu kreierte theologischen Doktoren, doch verblieb er in einer Mittelstellung zwischen Artisten und Theologen und lehrte künftig an beiden Fakultäten. Während seines zweiten Rektorats bemühte er sich nachdrücklich um die Finanzen der Universität. Ihm war es zu verdanken, dass Herzog Moritz ihre Einkünfte auf 2000 Gulden jährlich erhöhte und der Universität unter anderem das aufgehobene Paulinerkloster in Leipzig übertrug. Als Rektor war Borner für die Verteilung der Gelder auf die Fakultäten verantwortlich, was nicht ohne Konflikte ablief. Nicht weniger konfliktreich gestaltete sich die Überführung des Dominikanerklosters St. Pauli in den Besitz der Universität, was der Rat der Stadt zu verhindern suchte. Das Klostergelände schloss sich in idealer Weise an den nördlich der Grimmaischen Straße gelegenen Universitätsbezirk an, doch waren Gebäude und Kirche in einem ruinösen Zustand. Borner war für ihre Instandsetzung verantwortlich und löste diese Aufgabe in zweieinhalb

Jahren, in denen er über die „miseria Paulina“ in seinen Aufzeichnungen immer wieder beredete Klage führte. Im August 1545 predigte Martin Luther in der wiederhergestellten Paulinerkirche, die zugleich als Universitätsaula genutzt wurde.

Organisatorisches Talent zeigte Borner auch bei der Neuordnung des Universitätsarchivs. Die Bedeutung eines gepflegten Archivs und einer sorgfältigen Registratur für die Kenntnis der Geschichte und der rechtlichen Grundlagen der Universität, beides Voraussetzung für die Vertretung ihrer Interessen nach außen, war ihm wohl bewusst. Als Rektor führte er seine Amtsbücher mit großer Sorgfalt. Organisatorisches Talent bewies er auch bei der Abfassung der im Mai 1543 eingeführten neuen Statuten der Universität, bei der er mit Camerarius zusammenwirkte. Auf der Basis der wichtigen herzoglichen Verordnung vom 26. Mai 1542 trafen sie Regelungen für die materielle Ausstattung der Universität und ihrer vier Fakultäten. Der Unterricht in Griechisch und Hebräisch wurde nunmehr fest im Curriculum verankert. Die Theologische Fakultät wurde auf das Augsburger Bekenntnis verpflichtet, der theologische Unterricht auf die Heilige Schrift hin ausgerichtet, indem künftig der Römerbrief, das Johannesevangelium, die Psalmen sowie die Bücher Genesis und Jesaja regelmäßig in der Lehre behandelt werden mussten. Von jetzt an gab es vier festbestallte Professoren, von denen je zwei im Alten und im Neuen Testament lesen sollten. Der Kirchenvater Augustinus erhielt größere Bedeutung. In Vorlesungen und Disputationen sollten die Bedürfnisse der Studenten stärker berücksichtigt werden. Neu geordnet wurden auch die Studienzeiten und das Prüfungswesen.

Im Herbst 1543 wurde Borner nach der neuen Ordnung in sein drittes Rektorat gewählt. Respekt vor vergangener und aktueller Gelehrsamkeit sprechen aus der wichtigsten Aufgabe seiner dritten Amtszeit, der Bewahrung der durch die Auflösung der Klöster freigewordenen Bibliotheken. Allein im Leipziger Dominikanerkloster fanden sich 600 Codices verstreut in den Mönchszellen. Die Bücherschätze des Thomasklosters in Leipzig, der Klöster Pegau, Altzella, Chemnitz, Langensalza und Pirna sowie des Stifts St. Peter bei Halle waren ebenfalls zu sichern, zu katalogisieren und neu aufzustellen. Ihren Platz fanden die zusammen etwa 4000 Druckwerke und 1500 Handschriften – Keimzelle der Leipziger Universitätsbibliothek – im wiedererrichteten ehemaligen Paulinerkloster.

In der Paulinerkirche fand Kaspar Borner seine letzte Ruhestätte. Nachdem er während der Belagerung Leipzigs im Schmalkaldischen Krieg in Leipzig

ausgeharrt hatte, starb er am 2. Mai 1547 entkräftet an einer der in der Stadt grassierenden Krankheiten. Die Inschrift seines Grabmals im Hohen Chor, das Werk des Leipziger Bildhauers Paul Speck, rühmte Borners Gelehrsamkeit und seine Verdienste um die Universität. Ein heute verlorenes Epitaphium hielt als besondere Leistung fest, dass er Mosellanus für Leipzig gewann. Unter Borners Verdienste wird weiterhin gerechnet, dass er die vom Einsturz bedrohte Thomasschule aus eigenen Mitteln wieder herstellen ließ und dass er das Paulinerkolleg mit Gebäuden und einer Bibliothek ausstattete. Borner wird als ein Mann gepriesen, der die öffentlichen Interessen stets höher achtete als die eigenen.

An der Universität Leipzig ist Kaspar Borner auch heute nicht vergessen. Sein Portrait ziert die Medaille, die für besondere Verdienste um die Universität verliehen wird.

Armin Kohnle

### **Literatur:**

Helbig, Herbert: Die Reformation der Universität im 16. Jahrhundert. Gütersloh 1953

Kallmeier, Richard: Kaspar Borner in seiner Bedeutung für die Reformation und für die Leipziger Universität. Zittau 1909

Köbbling, Rainer: Caspar Borner (um 1492-1547), in: Sächsische Lebensbilder Bd. 5, hrsg. v. Gerald Wiemers. Leipzig 2003. S. 45-74.



# 500 Jahre Universität Leipzig

Die Feierlichkeiten zum Jubiläum vor 100 Jahren



Die 500-Jahrfeier der Universität Leipzig markiert den Glanzpunkt einer wissenschaftlichen und akademischen Ära. In ihrem Selbstverständnis nahm die Universität Leipzig eine Führungsrolle in der deutschen und internationalen Gelehrtengemeinschaft ein, und dementsprechend wurden die Feierlichkeiten zur Halbjahrtausendfeier ritualisiert und mit einem besonderen Anspruch versehen.

Besonders wichtig war die Einbeziehung der Fakultäten wie auch die Verteilung der Arbeitslast auf die Schultern renommierter Professoren. Ohnehin waren angesichts fehlenden Hilfs- und Verwaltungspersonals die geplanten Veranstaltungen und die Repräsentationsziele der Feierlichkeiten anders nicht zu realisieren. Somit erforderte die Jubiläumsfeier einen breiten Konsens unter der Professorenschaft – dessen Existenz an vielerlei Details sichtbar wurde. Mit der Vorbereitung der Feierlichkeiten, die 1906 begannen, war hauptsächlich die Jubiläumskommission betraut, die sich aus gewählten Vertretern der vier Fakultäten und dem jeweiligen Rektor zusammensetzte.

Dabei war die Rektorwahl schon ein seltenes Symbol der Einmütigkeit gewesen. Bereits im Juni 1906 hatte der Senat beschlossen, den Jubiläumsrektor frei unter allen rektorablen Professoren wählen zu lassen. Die Juristenfakultät verzichtete damals auf das ihr im Jahr 1909 turnusmäßig zustehende Vorschlagsrecht. Gewählt wurde dennoch ein Jurist, mit einem selten einmütigen Votum: Karl Binding (1841-1920) erhielt 95 von 101 abgegebenen Stimmen.

Auch die Jubiläumskommission konnte mit einem gewaltigen Vertrauensvorschuss agieren. Sie unterstand zwar dem Senat, besaß aber eine weitreichende Handlungsvollmacht und hatte nur in prinzipiellen Fragen den Senat um Genehmigung zu bitten. Am Ende des Festjahres wurde sie von einem Generalsekretär geleitet und bestand aus 12 Mitgliedern, die durch Kooptationsrecht nachträglich aus den Fakultäten ergänzt wurden, um die Aufgabenlast besser steuern zu können. Die meisten der beteiligten Professoren gehörten zugleich dem Senat an und führten jeweils eigenverantwortlich weitere Unterausschüsse, so dass es keine strukturellen Kompetenz- und Kommunikationsprobleme bei der Festvorbereitung gab.

Schon im Juni 1908 wurden die grundsätzlichen Arbeitsbereiche der Unterausschüsse umrissen, auch wenn ihre offizielle Tätigkeit erst mit der Rektorwahl von Binding im Oktober 1908 einsetzte. Neben dem Einladungs-, dem Begrüßungs- und dem Empfangsausschuss gab es einen Wohnungs- und einen Damenausschuss. Der letztere wurde nicht von einem Professor, sondern von der Gattin des Rektors, Frau Binding, geleitet und hatte die mitreisenden Ehegattinnen zu betreuen.

Zur Organisation des eigentlichen Festes waren drei Ausschüsse gebildet worden: Der Historiker Gerhard Seeliger (1860-1921) war mit der künstlerischen und protokollarischen Umsetzung des Festgottesdienstes und der Festakte im Theater bzw. der Wandelhalle befasst. Für die Festhalle auf dem Messplatz

war der Germanist Albert Köster (1862-1924) verantwortlich. Für ihn ergab sich eine besondere Arbeitslast, denn die Festhalle musste erst errichtet werden und danach galt es, darin einen gemeinsamen Festschmaus für über 10.000 geladene Gäste zu koordinieren. Als ebenso anspruchsvolle Tätigkeit dürfte sich die Organisation des Festzuges durch Carl Chun (1852-1914) erwiesen haben, denn der Zoologe hatte außerdem noch aufs Engste mit dem 1908 gebildeten Studentenfestausschuss zusammenzuwirken. Der Studentenausschuss stand außerhalb der professoralen Kommissionsebene, er übernahm die Ordnerfunktionen bei allen größeren Festaktivitäten, betreute die studentischen Abordnungen aus anderen Universitäten und ermöglichte den Festzug sowohl durch die freiwilligen Teilnehmer als auch durch die beigesteuerten Finanzen wesentlich mit.

Im Hintergrund begleitete auf akademischer Seite noch der Presseausschuss die Herausgabe einer besonderen „Erinnerungsgabe“ und der in vier Ausgaben erscheinenden Festzeitung. Lediglich über den Finanzausschuss unter dem Astronomen Heinrich Bruns (1848-1919) schweigt sich der amtliche Jubiläumsbericht von Binding weitgehend aus – hier hatte der Senat entschieden, keine Informationen zu veröffentlichen. Denn zum Schluss des Jubiläums gab es mehr finanzielle Löcher, als man vermutet hatte. Mittlerweile waren die pflichtbewussten Beamten im Rentamt „... ängstlich geworden bezüglich der Deckung ...“. Auch den Rektor Binding plagten dunkle Vorahnungen, denn alle geschuldeten Aufträge waren durch legitimierte Vertreter der Universität ausgelöst worden. „Werden wir verklagt, so werden wir verurteilt, und der Gerichtsvollzieher wäre der unwillkommene Gast der Jubilarin.“

Ursprünglich war ein staatsfinanzierter Gesamtetat von 200.000 Mark veranschlagt worden – der aber war am Ende der Feierlichkeiten mit 20.000 Mark überzogen, denn besonders der Festumzug hatte erhebliche Mehrausgaben verursacht. Durch Spenden schrumpfte der Fehlbetrag zuletzt auf 5.000 Mark, die durch die Philosophische und die Juristenfakultät kurzerhand aus den eigenen Kassen bezahlt wurden.

Den hohen Ausgaben entsprach auf der Einnahmenseite jedoch auch eine Fülle an Geldgeschenken, Stiftungen und besonderen Widmungen, die in das Universitätsvermögen übergingen. Der Bericht von Binding zählt allein 36 Mäzene auf, die der Universität mehr als 405.000 Mark in verschiedenen Stiftungs- oder Stipendienformen, zumeist zweckgebunden, hatten zukommen lassen. Die Stadt Leipzig rangiert dabei als größte Stifterin: mit einer Summe von 100.000 Mark wurden Freitische für 20 Studenten eingerichtet. Der größte



Privatspender ist der Verlagsbuchhändler und frisch promovierte Ehrendoktor Fritz Baedeker (1844-1925), der 50.000 Mark an die Philosophische Fakultät übergibt.

Sofort sichtbar wurde der Zugewinn für Leipzig auf der Studentenseite. Vergleicht man die Immatrikulationszahlen vier Jahre vor und nach dem Jubiläum, so verbuchte Leipzig eine Steigerung im Mittelwert von rund 17 Prozent. Dieser Zuwachs verteilte sich fast gleichmäßig auf alle Fakultäten, wobei die Mediziner und Theologen, vor der Philosophischen Fakultät und der Juristenfakultät, am meisten profitierten.

Der einzige Wermutstropfen bei den Feierlichkeiten blieb die beschränkte Teilnehmerzahl bei den Festveranstaltungen, die wiederum den fehlenden Plätzen geschuldet war. So wurde schon der ganze Festverlauf mit Rücksicht auf die Gästekapazitäten terminiert. Eine Veranstaltung zum eigentlichen Gründungstag, dem 2. Dezember, kam nicht in Betracht, da der Termin einerseits mitten im Semester gelegen war, andererseits die dann herrschenden Wetterverhältnisse die Enge noch drückender hätten werden lassen.

Auf dem 30. Juli 1909 lag mit vier Veranstaltungen der Schwerpunkt des Festes. Gegen 9 Uhr begann der akademische Festakt in der Wandelhalle der Universität. Die dringvolle Enge war auch dabei offensichtlicher Begleiter der Gäste. Aus dem im Januar 1909 berechneten Platz für gut 1070 Personen waren inzwischen 1250 Sitzplätze und 900 Stehplätze geworden, die Halle war bis zum letzten Platz gefüllt. Nach der feierlichen Übergabe des königlichen Standbildes folgte die gut einstündige Festrede von Wilhelm Wundt (1832-1920).

Anschließend nutzten die Fakultäten ihr ureigenstes Recht, das Promotionsrecht, um ihre Rolle innerhalb des universitären Festaktes durch insgesamt 89 Ehrenpromotionen gebührend zu demonstrieren. Dabei wurden sowohl bekannte Persönlichkeiten, aber auch stets Professorenkollegen aus den Nachbarfakultäten in honoris causa promoviert. Bei den Theologen wurden der Jurist Adolf Wach (1843-1926) und der Sanskrit-Philologe Ernst Windisch (1844-1918) für ihre fakultätsübergreifenden Leistungen geehrt. Weitere Ehrentitel wurden sowohl an den Kultusminister Heinrich Gustav Beck (1857-1933) und an hohe Kirchenräte, an bedeutende Theologen aus dem In- und Ausland, aber auch an verdiente Pfarrer aus der Landeskirche verliehen.

Die Juristenfakultät vermochte ebenfalls mit glanzvollen Namen aufzuwarten, sie promovierte nicht nur den sächsischen König und zwei deutsche Bundesfürsten,

sondern auch noch den bis März 1909 regierenden amerikanischen Präsidenten Theodore Roosevelt (1858-1919) und den weithin bekannten Luftschiffpionier Ferdinand Graf von Zeppelin (1838-1917). Aber sie vergab gleichfalls Ehrungen an juristische Fachkollegen, an einen Buchhändler und an den Leipziger Philologen Justus Hermann Lipsius (1834-1920). Die Medizinische Fakultät bot ihren höchsten akademischen Grad dem Staatsminister der Finanzen, Conrad Wilhelm von Rüger (1837-1916), und dem früheren Kultusminister, Paul von Seydewitz (1843-1910), an. Außerdem wurde eine ganze Reihe von namhaften Kollegen, zumeist der Medizin benachbarter Disziplinen, geehrt, darunter der Leipziger Professor Carl Chun sowie die Chemiker Ernst Beckmann (1853-1923) und Arthur Hantzsch (1857-1935). Einem Verlagsbuchhändler und zwei Künstlern verlieh die Fakultät ebenfalls ihre Ehrendoktorwürde.

Die Philosophische Fakultät als größte und älteste Korporation der Universität erhob den Prinzen Johann Georg (1869-1938) und leitende sächsische Staats- sowie Leipziger Kommunalbeamte zu ihren Ehrendoktoren. Als besonderes Zeichen der engen und vertrauensvollen Verbundenheit innerhalb der Universität wurde der amtierende Rektor Karl Binding honoris causa promoviert. Für ihre wissenschaftlichen Leistungen ehrte die Philosophische Fakultät zwei Leipziger Kollegen, den Mediziner Paul Flechsig (1847-1929) und den Theologen Hermann Guthe (1849-1936). Darüber hinaus wurden auch der Verlagsbuchhändler Fritz Baedeker und der Schriftsteller Gerhart Hauptmann (1862-1946) mit Ehrenpromotionen bedacht.

Mit einem ganz ausgezeichneten Gefühl konnte Binding die Gäste nach den Festtagen wieder in ihre Heimat verabschieden. Leipzig hatte sich so präsentiert, wie es sich nach diesen Festtagen fühlte – angekommen auf dem Olymp der Wissenschaften.

Jens Blecher

**Literatur:**

Die Feier des Fünfhundertjährigen Bestehens der Universität Leipzig. Amtlicher Bericht im Auftrag des akademischen Senats erstattet von Karl Binding, Leipzig 1910.

Die Leipziger Rektoratsreden 1871-1933. Herausgegeben vom Rektor der Universität Leipzig Professor Dr. iur. Franz Häuser zum 600jährigen Gründungsfest der Universität im Jubiläumsjahr 2009, Berlin/New York 2009.

## Wilhelm Ostwald

Zum 100-jährigen Jubiläum der Verleihung des Nobelpreises für Chemie



Wilhelm Ostwald (1853-1932), Mitbegründer der Hochschuldisziplin Physikalische Chemie neben Svante Arrhenius (1859-1927) und Jacobus Henricus van't Hoff (1852-1911), wirkte von 1887-1906 an der Universität Leipzig. 1909 wurde er als Anerkennung für seine Arbeiten über Katalyse wie seine grundlegenden Untersuchungen über chemische Gleichgewichtsverhältnisse und Reaktionsgeschwindigkeiten mit dem Nobelpreis für Chemie ausgezeichnet.

Wilhelm Ostwald, Sohn eines Böttchermeisters in Riga, wurde am 2. September 1853 geboren. Nach seinem Studium in Dorpat (heute: Tartu) und erfolgter Promotion 1878 wurde er 1882 Professor am Polytechnikum Riga.

Bereits fünf Jahre später wurde Ostwald ordentlicher Professor an der Universität Leipzig als Nachfolger von Gustav Wiedemann (1826-1899), dem Inhaber des Lehrstuhls für Physikalische Chemie. Dieses Jahr 1887 war nicht nur für Wilhelm Ostwald von großer Bedeutung, es gilt auch als das Schlüsseljahr in der Geschichte der Physikalischen Chemie. In diesem Jahr wurde das Forschungsgebiet der Physikalischen Chemie durch die Fertigstellung von Ostwalds „Lehrbuch der allgemeinen Chemie“ umrissen, die Zeitschrift für Physikalische Chemie begann ihren Erscheinungsverlauf und Ostwald begründete durch seine Berufung seine Leipziger Schule der Physikalischen Chemie.

In Leipzig kam es anlässlich der Berufung zu einer Neuordnung der chemischen Laboratorien, bei der das ehemalige Physikalisch-chemische Laboratorium dann als zweites chemisches Laboratorium Räumlichkeiten in der Brüderstraße 34 erhielt.

In diesem Laboratorium der Universität Leipzig entwickelte sich schnell eine produktive, konstruktive und familiäre Arbeitsatmosphäre, die Ostwald selbst als „Geist brüderlicher Offenheit“ bezeichnete. Arrhenius schrieb 1913 rückblickend in Erinnerung an diese Atmosphäre: „Wenn überhaupt Arbeitsfreude in höchstem Maß geherrscht hat, so war es da.“ Neben Ostwalds täglichen Laboratoriumsrundgängen, bei denen umfassend über den Fortgang der Arbeiten diskutiert wurde, etablierte Ostwald eine Veranstaltung mit dem Titel „Besprechung wissenschaftlicher Arbeiten“, bei der regelmäßig über den Stand der eigenen Forschungen referiert wurde und so die gesamte Laboratoriumsgemeinschaft an diesen teilhaben konnte. Bereits in Ostwalds erstem Leipziger Jahr weilte Svante Arrhenius zu einem Forschungsaufenthalt dort und vor nunmehr 120 Jahren wurde Ostwalds erster ausländischer Doktorand James Walker (1863-1935) promoviert. Ebenfalls 1889 habilitierte sich Walther Nernst (1864-1941) unter Ostwald mit einer Abhandlung, in der er die Urform der Nernstschen Gleichung, die die Konzentrationsabhängigkeit des Elektrodenpotentials eines Redoxpaares beschreibt, formulierte. Das Bearbeiten von Fragestellungen der neu aufgestellten Lösungs- und Dissoziationstheorie umriss das Forschungsprogramm bis zum Ende des 19. Jahrhunderts.

Während Ostwalds Leipziger Zeit konnte er sein Laboratorium zu einem weltweiten Anziehungspunkt für Interessierte an der Physikalischen

Chemie entwickeln. Mehr als 350 Männer aus über 30 Ländern gehörten zu seinem Schülerkreis. Diese hohen Zahlen konnten durch die vielfältigen Arbeitsmöglichkeiten in Ostwalds Laboratorium erreicht werden. So kamen neben zahlreichen Studenten und Doktoranden auch viele Chemiker zu kurzen wie auch längeren Gastaufenthalten zu Ostwald. Später führten Ostwalds Assistenten in den Semesterferien Kurse durch, in denen das Basiswissen der physikalisch-chemischen Arbeitsmethoden vermittelt wurde. Die Leipziger Schule war nicht nur Anziehungspunkt, sie wirkte sich auch weltweit bei der Etablierung der neuen naturwissenschaftlichen Disziplin aus. Von Ostwalds Schülern erreichten mehr als 150 den Status Hochschullehrer. Viele von ihnen machten sich für die Ausbreitung der Disziplin in ihren Heimatländern stark oder führten die neuen Methoden und Sichtweisen in andere Fachbereiche wie etwa Aristides Kanitz (1877-?) in die Biochemie, Heinrich Schade (1876-1935), Theodor Paul (1862-1928) und Oscar Gros (1877-1947) in die Medizin sowie Hans Kühl (1879-1969) in die Zementchemie ein.

Nach etwa 10 Jahren in Leipzig schien das Arbeitsgebiet Dissoziationstheorie recht umfassend bearbeitet zu sein und Ostwald und seine Schüler beschäftigten sich vornehmlich mit Fragen der Katalyse. Zu diesem thematischen Umbruch passte auch eine dringend nötige räumliche Veränderung. 1897 konnte ein Neubau in der Linnéstraße für das Laboratorium fertig gestellt werden, so dass Anfang 1898 das Physikalisch-chemische Institut Leipzig feierlich eröffnet wurde. Damit verbunden war eine Neuaufteilung der Ordinarien für Chemie. Als dritter Ordinarius neben Ostwald und Johannes Wislicenus (1835-1902) wurde Ostwalds ehemaliger Assistent Ernst Beckmann (1853-1923) berufen. Für Ostwald bedeutete dies eine große Entlastung, denn dadurch konnte er verschiedene Aufgabengebiete wie die Ausbildung der Lehrer und Pharmazeuten abgeben.

Neben dem Hauptthema Katalyse bewegten Ostwald selbst vor allem philosophische und energetische Fragestellungen. 1901 hielt er eine Vorlesung mit dem Titel „Naturphilosophie“, die so großen Anklang fand, dass sie im größten Hörsaal der Universität stattfinden musste. Ostwald formulierte dann auch seinen energetischen Imperativ: „Vergeude keine Energie! Verwerde und veredle sie!“

Auch der Wunsch nach erfolgreichen Erfindungen kostete Ostwalds Aufmerksamkeit, so forschte er neben dem Institutsalltag zumeist mit seinen Assistenten unter anderem an katalytischen Verfahren zur Ammoniakoxidation

und an katalytischen Bildgebungsverfahren wie etwa der Ionographie und Katatypie.

Neben dem Erfindergeist sah er als Hochschullehrer seine Hauptaufgabe im Laboratoriumsunterricht, der Organisation der Forscherarbeit. Das Halten der Vorlesungen betrachtete er eher als eine unnötige Pflicht. Um die Jahrhundertwende kam es darüber innerhalb der Philosophischen Fakultät, zu der damals auch die Chemie gehörte, zu einem mehrjährigen heftigen Streit, der schließlich zu Ostwalds vorzeitiger Pensionierung im Alter von 53 Jahren 1906 führte. Bereits 1903 anlässlich seines viel beachteten 25-jährigen Doktorjubiläums spielte er mit Rückzugsgedanken. Ein bereits gestelltes Pensionierungsgesuch zog er zurück, um 1905 das Deutsche Reich als erster Austauschprofessor an der Harvard University in Cambridge/Massachusetts zu repräsentieren.

Ab 1906 nutzte Ostwald seine Zeit als freier Forscher und Kulturphilosoph auf seinem Ruhesitz „Haus Energie“ in Großbothen bei Grimma. Neben der Erarbeitung einer eigenen Farbentheorie sind besonders Ostwalds Tätigkeiten als Vorsitzender des Deutschen Monistenbundes, als Abgesandter des Deutschen Reiches in der Internationalen Atomgewichtskommission, als Gründer der Organisation „Die Brücke – Institution zur Organisation der geistigen Arbeit“ und als Vorsitzender der 1911 gegründeten internationalen Assoziation der chemischen Gesellschaften zu nennen. 1932 starb Ostwald in einer Leipziger Klinik.

Als Ostwald vor einhundert Jahren mit dem Nobelpreis für Chemie ausgezeichnet wurde, war er bereits drei Jahre lang dem universitären Wissenschaftsbetrieb fern. Ostwalds beeindruckende Lebensleistung ist vor allem auf dem Gebiet der Wissenschaftsorganisation zu sehen. Während die anderen beiden Mitbegründer der physikalischen Chemie Arrhenius und van't Hoff die grundlegenden Forschungen für die neuen Theorien durchgeführt hatten, besteht Ostwalds Verdienst überwiegend aus dem Ordnen der neuen Forschungen, der Verbreitung der neuen Ideen als Multiplikator in Vorträgen, Gesellschaften, Büchern und Zeitschriften sowie der Ausbildung einer neuen Forschergeneration. Unter seinen Schülern waren mit Svante Arrhenius, Walther Nernst (1864-1941), Jean-Baptiste Perrin (1870-1942), Fritz Pregl (1869-1930) und Theodore William Richards (1868-1928) allein fünf spätere Nobelpreisträger.

Carl Gerhard Spilcke-Liss

## **Literatur:**

Beyer, Lothar; Hoyer, Eberhard: Chemische Wegzeichen aus Leipzigs Universitätslaboratorien. Leipzig: Passage-Verlag, 2008.

Messow, Ulf; Krause, Konrad: Physikalische Chemie in Leipzig – Festschrift zum 100. Jahrestag der Einweihung des Physikalisch-chemischen Instituts an der Universität in Leipzig. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 1998.

Ostwald, Wilhelm: Lebenslinien: eine Selbstbiographie. Nach der Ausgabe von 1926/27 überarbeitet und kommentiert von Karl Hansel. Stuttgart, Leipzig: Hirzel, 2003 (=Abhandlungen der Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse, Bd. 61.)

Spilcke-Liss, Carl Gerhard: Der Wirkungskreis von Wilhelm Ostwalds Leipziger Schule der physikalischen Chemie. Freiberg: Drei-Birken-Verlag, 2009 (=Beiträge zur Geschichte der Pharmazie und Chemie herausgegeben von Horst Remane Band 2).

Stock, John Thomas: Ostwald's American students. Concord: Plaidswede Publishing, 2003.



# Autorenverzeichnis

## **Prof. em. Dr. Dr. h. c. Lothar Beyer**

Professor für Anorganische Chemie (Koordinationschemie),  
Institut für Anorganische Chemie, Universität Leipzig

## **Dr. Jens Blecher**

Mitarbeiter des Universitätsarchivs Leipzig

## **Prof. Dr. Enno Bünz**

Professor für Sächsische Landesgeschichte  
Historisches Seminar, Universität Leipzig

## **Prof. em. Dr. Hans-Joachim Girlich**

Mathematisches Institut, Universität Leipzig

## **Michaela G. Grochulski**

Doktorandin der Musikwissenschaft an der  
Bergischen Universität Wuppertal

## **Dr. Susanne Guski-Leinwand**

Allgemeine und Theoretische Psychologie,  
Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg

## **Prof. Dr. Bernd-Rüdiger Kern**

Professor für Bürgerliches Recht, Rechtsgeschichte und Arztrecht  
Juristenfakultät, Universität Leipzig

## **Prof. Dr. Armin Kohnle**

Institut für Kirchengeschichte, Universität Leipzig

## **Thomas Lange**

Doktorand am Historischen Seminar, Universität Leipzig

## **Prof. Dr. med. Rüdiger Lessig**

stellvertretender Direktor des Instituts für Rechtsmedizin, Universität Leipzig

**Prof. Dr. Bernhard Meier**

Direktor des Instituts für Germanistik, Universität Leipzig  
Präsident der Erich Kästner Gesellschaft e.V. München

**Dr. Bruno Schelhaas**

Leibniz-Institut für Länderkunde Leipzig

**Carl Gerhard Spilcke-Liss**

Inhaber einer Apotheke in Schleswig-Holstein

**Dr. Karl Wappler**

Mitarbeiter der Fakultät für Physik und Geowissenschaften, Universität  
Leipzig, im Ruhestand

## Bildnachweise

- S. 9: Wilhelm Wundt, Universitätsarchiv Leipzig, FS N00073
- S. 17: Wolfgang Dürwald, Institut für Rechtsmedizin
- S. 21: Deckblatt „Die akademische Gerichtsbarkeit in Deutschland.“, Universitätsarchiv Leipzig, Biblio 2263
- S. 27: Felix Mendelssohn Bartholdy, Universitätsarchiv Leipzig, FS N00288
- S. 33: Erich Kästner, Cecilie Dressler Verlag
- S. 41: Victor Ehrenberg, Universitätsbibliothek Leipzig, Bibliotheca Albertina
- S. 46: Ludwig Mitteis, Universitätsarchiv Leipzig, FS Ü00020-15a
- S. 53: Ernst Neef, Leibniz-Institut für Länderkunde, Archiv für Geographie
- S. 59: Bernhard Kockel, Universitätsarchiv Leipzig, DF 002272
- S. 65: Hermann Kolbe, Universitätsarchiv Leipzig, FS N06241-069
- S. 71: Otto Hölder, Universitätsarchiv Leipzig, FS N00192
- S. 77: Auflistung der ersten Magister der Universität Leipzig in der ältesten Handschrift der Universitätsmatrikel (Universitätsarchiv Leipzig, Sign. Matrikel A', fol. 17v), Universitätsarchiv Leipzig, 8521
- S. 87: Grabmal Kaspar Borners (Teilabbildung), ehemals Universitätskirche St. Pauli, Kustodie der Universität Leipzig
- S. 93: Rektor und Dekane im Jubiläumsjahr 1909, Eugen Urban (1868-1929), Kustodie der Universität Leipzig
- S. 93: Arthur Golf, Universitätsarchiv Leipzig, FS N3295
- S. 99: Wilhelm Ostwald, Universitätsarchiv Leipzig, FS N04875



